SILHDUETTEN UND AQUARELLEN AUS DER COULISSENWELT

Wilhelm Anthony



Silhouetten und Aquarellen

aus der

Coulissenwelt.

Von

Wilhelm Anthony.

Berlin.

Verlag von Elwin Staude.

1874.

Seiner Hoheit

dem Herzog Georg II.

Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen

dem kunstsinnigen Protector der Deutschen Schaubühne

ehrerbietigst gewidmet

vom

Verfasser.


Silhouetten.

Am Abend des Lebens.

Zwei Silhouetten aus der Coulissenwelt.

Es war im Jahre 1859, als ich bei einer wandernden Truppe — „Meerschweinchen" in der Coulissensprache genannt — meine theatralische Laufbahn begann. Mein Mentor, der bekannte „Nasen=Baudius", ein Charakterspieler aus der alten Schule, wollte nicht, daß ich die Empfehlungen benutzte, welche aus dem Leipziger Studenten einen Hoftheater=Volontair hätten machen können. „Von der Pike an müssen Sie die Carrière machen", sagte der alte Praktikus. So ließ ich denn die Hörsäle der Alma mater hinter mir, in schnellem Lauf durchzog ich die norddeutschen Getreidewüsten, bis ich endlich hoch oben in den schleswigschen Marken die alte Hauptstadt des meerumschlungenen Landes erreichte, allwo mein Direktor seine Gesellschaft für die kommende Winter=Saison „organisirte". . . . .

Es war ein schroffer Contrast, dieses aus alten Lappen und Latten bestehende Stadttheater zu Schleswig, diese abgebrauchten und unbrauchbaren Comödianten, diese langweiligen Philister, so an den Ufern der Schlei dazumal unter dänischem Joch, trübselig ihre Tage abhaspelten — und der anregende Verkehr der Schöngeister, Künstler und Literaten, welche ich in Pleiß=Athen verlassen und welche in dem Kunsttempel der alten Lindenstadt ihren Sammelpunkt fanden! Eine harte Prüfung für den kunstbegeisterten Jüngling, welcher mit einer fast nie pünktlich ge=

zahlten Monatsgage von zwanzig dänischen Reichsthalern seine Kunstideale in einer solchen Umgebung realisiren wollte! Weltabgewendet und tief versenkt in Melancholie, wanderte ich oft mit irgend einer Lieblingsrolle in der Tasche aus der einen bandwurmartigen Straße, aus welcher die innere Stadt besteht, hinaus ins Freie. Es ward einem auch gar zu ängstlich in diesen stillen Straßen. Man glaubte sich in La Trappe oder in den Katakomben! Wenn fünf oder sechs Leute ja einmal auf dem „Lollfuß“ (so heißt diese „eine“ Straße, welche sich fast eine halbe Stunde lang mit ihren einstöckigen Häusern an dem Ufer der blauen, nie von einem Wellenschlag beunruhigten Schlei hinzieht) zusammenfanden, so öffneten sich ringsum alle Fenster und hinter vertrockneten Nelkentöpfen wurden wundersame Hauben sichtbar und die Basen und Tanten vermeinten, es sei ein Aufstand im Werke, und beteten zu Gott, daß doch kein Tollkopf das „verbotene Lied“ anstimmen möchte, dessen Componist dazumal noch in einem alten Stifte lebte. Der Däne hatte es nur zu gut verstanden, die armen hilflosen zumeist auf Regierungsarbeiten angewiesenen Einwohner der alten Landeshauptstadt einzuschüchtern. Selten nur hörte man auf den Märkten und Messen beim Methkrug ein freies deutsches Wort von einem holsteinischen Pferdehändler oder einem unabhängigen Bauern aus der reichen Marsch. Das Hauptquartier der Dänen lag abgesondert jenseit des alten Schlosses Gottorp, von dem die Geschichte aus grauer Vorzeit schon so manche dunkle Historie berichtet. Das Schloß selbst war eine Kaserne. Vom ehemaligen Prunk des alten Herzogsitzes war keine Spur mehr. Im großen Saal des Erdgeschosses spielten die Unteroffiziere mit ihren Frauen und Töchtern im Winter Comödie und zwar recht gute — oft eine bessere wie wir „Leute vom Bau“. Die Art der dänischen Darstellung erinnert in ihrer äußeren Form und Manier sehr an die französische; die Vaudevilles sind ganz vom französischen Zuschnitt. Die Conversation ist schon im Alltagsleben ungemein lebhaft und wird von einer überaus wirksamen Mimik unterstützt. Ich habe oft über diese fast südlich-romanische Lebendigkeit der Dänen mich gewundert. Eleganz war minder ihre Tugend. Die Herren erschienen sogar etwas vernachläßigt und selbst beim Militair sah man ein Sichgehenlassen ohne

Beispiel. Erschienen doch die Herren Offiziere bei ihren Abendpromenaden an schlechten Tagen mit Parapluie und Gummigaloschen! Vatermörder trugen Alle. — Im Schlosse Gottorp hat manche schreckliche Tragödie gespielt. Der alte Thurm ragt noch immer empor am östlichen Flügel, in welchem die unglücklichste Königin des Inselreiches so lange Zeit als Gefangene schmachtete. Auch an Gespenstergeschichten fehlte es im Schlosse nicht. Es giebt auch da eine weiße Frau, die aus den Zeiten der Herzöge stammt. Das waren noch glückliche Tage und die Chronik erzählt, daß dazumal jedweder Bürger auch am Wochentag seine Hühnchen im Topfe hatte und die Quitten selber essen durfte, welche in üppiger Fülle in den terrassenförmig-aufsteigenden Gärtchen am Lollfuß gedeihen. Hinter dem Schlosse befinden sich die alten Wasserwerke, welche an die Kaskaden der Wilhelmshöhe in Kassel erinnern. Dichtes Laubwerk schließt dieselbe ein. Es ist, als begönne hier ein Urwald. Nur die weißen Mauern des großen Krankenhauses schimmern gen Westen durch das Blätterdunkel und gen Osten sieht man die Friedhofskreuze derer, die dazumal fielen, als der Däne siegreich blieb in dem Kampfe um die meerumschlungenen Schwesterländer.

Das Alles war wohlgeeignet, in stillen Stunden den Geist des schwärmerischen Menschendarstellers abzuziehen von der Misére, welche hier die göttliche Kunst umgab. Auf solch einem Spaziergang beim Schloß Gottorp beginnt eigentlich diese kleine Geschichte aus der Coulissenwelt. Ich hatte die Rolle des Anton in Ifflands „Jägern“ erhalten und wollte mich eben mit derselben in den Wald begeben, als unser Theaterdiener mich dicht vor den Wasserwerken anrief. Dem Zaume seiner lückenhaften Zähne entrannen geflügelte Worte, die ich jedoch nie ganz verstand. Adelung und Grimm wären in Verlegenheit gewesen dieses Mixtum compositum von schlechtem Deutsch und incorrectem Dänisch in einer Grammatik unterzubringen. „Hei kummt“, rief der rothbärtige Dänen-Jüngling (er war seines Zeichens ein Schuster gewesen) de Harre Director is in der Isenbahn, um de Skuspeeler tu holen!“ — — „Wer ists denn?“ — Ein Pfiff tönte vom Bahnhof und erstickte die Antwort des Theaterdieners, der auf dies Signal spornstreichs davonlief. Ich hatte weder von einem neuen Mit-

glied, noch von einem Gast etwas munkeln hören, dennoch mochte der mit solcher Wichtigkeit mir jetzt annoncirte Ankömmling mit den Rollen im Zusammenhang stehen, welche ich am Morgen zu meiner freudigsten Verwunderung in Empfang genommen. Ich machte mich ebenfalls zum Bahnhofe auf, wo das Dampfroß Rast halten muß, denn nur die Achse noch befördert von diesem Thule aus den Reisenden in die nördlicheren Einöden des Reiches. Die eine Droschke, welche Schleswig dazumal besaß, kam mir bereits leer entgegen, und dann wackelte der Omnibus des einen Hôtels heran. Drei Männer saßen darin. Ein jüdischer Geschäftsreisender in einem hechtgrauen Havelock, ein bartloser Bursche in einem dunklen Ueberrock, der wie ein Schulamtscandidat aussah, und ein alter Herr mit graugelocktem Haar, der beim Vorübergehen mein besonderes Interesse in Anspruch nahm. Es lag etwas Eigenartiges, etwas Imponirendes in dem verwitterten Gesicht. Das Schicksal hatte darin mit weithin leserlichem Lapidarstyl die Runen eingeschrieben, welche die Stirn jedes Lieblings des Unglücks zu bedecken pflegen. Mir war's, als flöge ein halb spöttisches, halb mitleidiges Lächeln über das gelbe, bartlose Gesicht, und die Augenlider hoben sich eine Weile, und ein großer Stern ward in der tiefen Höhle sichtbar, dessen glänzendes Feuer wohl ehedem manchem Mägdelein tief ins Herz gedrungen sein mochte! Aber nur einen Moment trat in das müde Antlitz dieser lebhafte Ausdruck, dann legte sich der alte Mann in die Wagenecke zurück und zog den Pelz fester zusammen, als friere er, und die Octobersonne lachte doch so warm und so mild, daß ich die Schweißperlen von der Stirn streichen mußte. Wieder kam, athemlos wie stets, als sei er immer auf einer Hetzjagd, der Theaterdiener daher. „Hei is nich kommen", rief er mir zu. „In den Ohnibus (Omnibus) hätt' säten en Snapssprüdder (Weinreisender) und ein jung Candidat und ein ohl Minsch, dat kunte hei nich sind!"

„Wer denn aber sollte es zum Kuckuck sein?"

„De Harre Kunst! Hei skulde kamen! Hei skulde spelen! Harrn Kunst kennen Sei doch? Hei hätt spält in Sleswig schun einmal vor hans kungen Majestit (vor dem König). Oh de Harr Director werd sehr böse werden!"

Kunst! — Wilhelm Kunst! Und er hier — hier in der elenden Provinzialstadt?

Freilich war Kunst dazumal schon nur noch als eine Ruine in der Kunstwelt bekannt. Aber er hatte doch vor Kurzem noch am Hoftheater in St. Petersburg gastirt und in Hannover ein festes Engagement gehabt! Und jetzt hier! Darum wurden die „Jäger“ und „Wilhelm Tell“ vorbereitet. Darum! . . .

Mir ging Alles durch die Erinnerung, was ich von dem berühmten Künstler gelesen und gehört. Welch eine glänzende Vergangenheit! Welch eine ruhmvolle Laufbahn! Welch ein Leben voll der berauschendsten Erfolge hatte der Mann hinter sich! Und nun, auf dem angehäuften Berge der Jahre stehend — wo er Rast hätte halten können im eigenen Palast — nun irrte er gebrochen und alt von Stadt zu Stadt! Welch ein Lebensabend! . . . .

Am andern Morgen verkündigten die Theaterzettel den Einwohnern der guten Stadt Schleswig, daß Herr Wilhelm Kunst als „Wilhelm Tell“ gastiren werde. Man mußte sich des Namens erinnern! Vor König Friedrich hatte er vor Jahren ja schon einmal hier gastirt! Damals noch im Glanz der Jugend, als er mit seinen eigenen vier Pferden dahinrasselte, um in das Theater zu fahren! Man konnte sichs an den Fingern abzählen, wie viele Jahre seitdem verflossen waren! O wie viel anders sind die Jahre, die so ein unruhiger, wilder Mann durchlebt, den das Glück auf seiner höchsten Woge dahingetragen, als die euren, ihr ruhigen Bürger, deren Sanduhr so gar still abläuft zwischen Wiege und Sarg! . . .

Es war ein eigenes Gefühl über mich gekommen, als ich an jenem Morgen die Probe betrat. Unser Regisseur hatte nicht den Tact, die Mitglieder dem Gast vorzustellen. Ich schlich von Coulisse zu Coulisse näher und näher zu dem Stuhl, auf dem im Dunkel des Prosceniums der berühmte Gast hüstelnd saß. Da Rudenz mit dem Tell in keiner Scene zusammenkommt, fand ich keine Gelegenheit, mich demselben vorzustellen. Er schien überdem auch sehr schlecht gelaunt und probirte sehr lässig, wie einer, der sich schonen muß und dem nichts daran liegt,

ob das Spiel der Anderen auch gut zusammengeht. Die großen Monologe überschlug er. „Machen wir's nur kurz ab, sagte er mehrere Mal zum Regisseur, „den alten Bettel kann ja Jeder!" — Das Wort fiel wie ein eiskalter Tropfen in mein Herz. . . . . .

Das Haus war am Abend trotz des Gastes nur spärlich besetzt. Kunst erschien sehr spät in der Garderobe. Er hustete stark und trank Wasser mit Syrup. Ich hatte sein Bild als Tell gesehen wie er ihn in Wien ehedem gespielt im Zenith seiner Laufbahn! Ach, das war der kühne Schweizerheld nicht mehr, der sonst die vollendetste Männergestalt mit der imponirenden vollen Schöne alle äußern Requisiten zum Entzücken des Publikums repräsentirte. Das war die Erscheinung und das Kostüm eines alten Herrn, der eine Maskerade wider Willen mitmachen muß und wohl Acht hat, daß er sich nicht erkälte!

Als Kunst die Scene betrat, wollten einige Gründlinge im Parterre ihm entgegen applaudiren, von den Logen antwortete man mit leisem Zischen. Der Künstler zuckte zusammen, als habe ihn ein elektrischer Strom berührt. Seine Lippen preßten sich dicht an einander und unbewußt hob sich die halbgeballte Faust empor. Wieder sah ich das phosporische Aufblitzen in dem Auge, dann schüttelte er verächtlich den Kopf und deklamirte seine Verse! Es war noch immer Metall in dem sonoren Organ. Dunkel erinnerte ich mich in diesem Augenblick, wie mir Herrmann Hendrichs einst bei einem Diner in Hamburg dieses Organ copirt hatte. Beide Künstler hatten sich in Bamberg getroffen. Kunst hatte gastirt und ging, Hendrichs kam und sollte gastiren . . . . Der Erstere klagte über schlechte Geschäfte und hatte dann zum Schluß der Unterredung zu dem jüngeren Collegen, der ihm in so manchen Stücken glich und oft als sein Nachfolger proclamirt worden ist, gesagt: „Meine Zeit ist um" — und dies: „Meine Zeit ist um" wie es Hendrichs damals im Kunst'scher Copie mir vordeklamirt, klang mir jetzt ins Ohr, da ich den alten gebrochenen Mann mit den zitternden Knieen auf der Bühne stehen sah. Sein Aerger über den üblen Empfang von Seiten des Publikums machte sich laut hinter den Coulissen. Er schimpfte in den gewöhlichsten Ausdrücken, bis der Husten ihn zwang, seine Lunge und seinen Athem zu schonen. Da schlich er dann mit einem

Fluch auf den Lippen in seine Garderobe zu dem Syrupglase. Auch die übrigen Darsteller mußten seinen Zorn empfinden. Die Schauspielerin, welche Tell's Gattin gab, hatte irgend ein falsches Stichwort gebracht, so wenigstens behauptete Kunst, und machte darum, nachdem bereits 2 Acte vorüber waren, der Aermsten die bittersten und gröbsten Vorwürfe. Der Liebhaber der Dame warf sich zum Vertheidiger der Gekränkten auf. Es folgte ein ekelhafter Wortstreit, just wie bei gewissen Helden der Gasse. Im letzten Augenblicke hatte Kunst denn doch die Selbstüberwindung, zu äußern: „ich alter Mann mag wohl Unrecht haben, — Sie, junger Mann!" Dann ging er knurrend und hüstelnd davon. . . . . .

Ich hatte gehofft, daß der große Monolog in der hohlen Gasse das Publikum erwärmen werde. In der ersten Coulisse hatte ich Posto gefaßt, um ihn zu hören. Kunst erscheint auf dem Felsen. Er blickt sich um, wie ein Verfolgter und eilt in die vordere Scene. Hier angelangt, streicht er die Haare zurück und scheint das Terrain zu recognosciren. Das Alles machte sich vortrefflich, aber warum nun diese Pause?? . . . Warum dieses nochmalige Umherirren an allen Coulissen vorüber? . . . Auch dicht an mich kommt er heran, als wollte er mich zu irgend einer Hilfsleistung bestimmen. . . „Das erste Wort!" lispelt er mit der höchsten Angst! — — „Durch diese hohle Gasse muß er kommen", antwortete ich mechanisch . . . Er nickt lächelnd zum Dank und beginnt den Monolog . . . Mir schnitt es tief ins Herz. . .

Die Rolle des Gastes, wie das Stück selbst, gingen fast ohne Beifall zu Ende. Die zweite Gastvorstellung sollte den Pariser Taugenichts bringen. Nach der Probe begegnete ich dem Künstler, der auch heute so mürrisch, so wortkarg, ja zum Theil so grob sich gezeigt, daß ich, dem die klägliche Rolle des Eduard zu Theil geworden, ihn absichtlich so viel als möglich vermieden hatte.

„Junger Mann", rief er mir von der andern Trottoirseite zu, indem er stehen blieb und seinen Stock als Telegraphen brauchte um mich zu ihm herüber zu citiren. „Wo ist denn hier ein Friseurladen?" Ich zeigte ihm das elegante Etablissement eines Dänen, welches sich in der Nähe befand. . . . .

„Ah, das sieht zu nobel aus! Da kostet's mich zu viel", äußerte der Mann, der früher sechs Domestiken für seine Person gehalten.

Wir gingen plaudernd weiter.

„Ich habe Sie in aller Stille beobachtet", sagte Kunst. „Ja, Sie leben noch im Wonnemond der Künstlerschaft. Da hängt der Himmel voller Geigen! Ach, wie das anders kommt! wie die Illusionen abfallen werden, wie mürber Zunder!"

Er blickte mit dem großen Auge zum Herbsthimmel auf, den heute graue Wolken deckten. Der Octoberwind trieb sein Spiel mit gelben und rothen Blättern, welche er von den terrassenförmigen Gärtchen des Lollfuß abfegte und in die Gassen warf. Kunst schob so ein buntfarbiges Lindenblatt vor sich hin, das eben zu seinen Füßen niedergefallen war. „So fahren wir dahin", murmelte er und seine Stimme ward weich. Gleich hernach schien er sich jedoch dieser Stimmung zu schämen und versuchte Witze zu machen. Als ihm das nicht gelang, ward er wieder grämlich! Gleichwohl bat ich um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. Sie ward mir mit einem fast spöttischen: „wenns Ihnen Spaß macht" zugestanden.

Kunst wohnte in einem Privatquartier, und zwar im Hinterhause, zwei Stiegen hoch. „Man muß sparen" äußerte er, als ich ihm so zart als möglich bemerkte, daß er in dieser Stadt um sehr billige Miethen ein viel besseres Logis erhalten könne. „Die Leute, die das Logis billig ablassen, wollen an anderen Dingen verdienen." — Solche ökonomische Vorlesungen nahmen sich denn allerdings im Munde dieses Mannes doppelt seltsam aus, von dem man wußte, daß er mehr als einmal eine fürstliche Einrichtung besessen, die er durch seine Verschwendung oder — seine Launen wieder verlor! Mochte er auch nur einen Augenblick — nur im Traume vielleicht einmal in den Tagen des Glückes, die ihm wahrlich nicht karg zugemessen waren, an solch ein Alter gedacht haben? Wo waren jetzt die Diener, welche er mit der Hetzpeitsche commandirte, wo seine persischen Teppiche, wo seine Weinkeller? Wo die Unsummen Geldes endlich, welche er gewann? Und konnte die Erinnerung an all die Triumphe, welche seine künstlerische und persönliche Eitelkeit bei dem durch die glänzenden Requisiten bestochenen Publikum sich er=

rungen, jetzt den Wermuthsbecher ihm versüßen, den dieses öde Alter dem grauen Mimen mit unerbittlicher Hand darreichte? ....

Er erzählte mir von seinen besseren Tagen, er klagte über falsche Freunde und ein verhängnißvolles Schicksal! Ruhelos wie sein ganzes Leben, zerrissen und ohne Harmonie, erschien der greise, müde Mann noch jetzt, da er an den Thoren des Grabes wohl endlich hätte Einkehr halten müssen in sich! ... — „Nun ja, ich bin etwas älter geworden und kann nicht mehr brüllen wie sonst — aber ich nehm's doch noch mit all' den jungen Burschen auf! Die verfluchten Zeitungsschreiber aber haben mich aus der Mode gebracht! Ich bin ihnen zu „realistisch"! Ein infames Wort, ich könnte dem Kerl den Kopf abreissen, der das Wort erfunden hat. Zu realistisch! Hahaha!"

Was sollte, was konnte ich darauf antworten? In einem Winkel sah ich in einem offenen Kleiderschranke die Garderobe des Künstlers.

Ich wußte, daß derselbe ehedem eine großartige Sammlung der kostbarsten Waffen besessen hatte. Ein riesiges Schwert mit silbernem Kreuzgriff schien allein davon übrig. Die bunten Lappen der Kostüme präsentirten sich dem Eingeweihten als bloße Theatergarderobe, während Kunst bekanntlich früher seinen Stolz darin suchte, nur schwere und ächte Stoffe zu tragen und Hunderte für ein einziges Seidenwamms aufwendete.

„Das Schwert trug ich als Otto von Wittelsbach", sagte er. „Die silberne Rüstung habe ich — verkauft — denn — ich spiele die Rolle ja nicht mehr!"

Eine leichte Röthe flog über sein Gesicht, als er diese Worte sprach. Die Rüstung war ein Geschenk des Kaisers von Rußland gewesen und ein viel bewundertes Prachtstück der Kunst'schen Garderobe, das er auf allen seinen Gastspielreisen mit sich herumschleppte.

Auf einem Tisch lagen einige Manuscripte und Bücher in alten Einbänden, darunter auch ein Exemplar der Räuber, auf dessen erster Seite der berühmte Eßlair einige Worte geschrieben hatte. Auch ein Exemplar des Faust fand sich vor. Kunst hatte den Goetheschen bekanntlich nie gespielt, wohl aber den Klingemannschen. Das ist bezeichnend für die Richtung und Begabung des seltsamen Mannes. Zur Interpretation

des Goethischen Faust fehlte ihm die Intelligenz; den Klingemannschen dagegen verkörperte er trefflich!

Wir sprachen über die Resultate seiner Gastspiele. „Es ist ein elend Leben“ brummte er. „Hier hab ich mir alle Einnahmen verzeichnet seit vielen Jahren. Es ist eine Art von Tagebuch, und wenn Einer mal nach meinem Tod so dumm sein sollte, meine Lebensgeschichte zu schreiben, da würd er hierin die besten Anhaltepunkte haben.... Sehen Sie, da stehen die St. Petersburger Einnahmen! Die zählen noch nach Hunderten! Das waren noch gute Tage. Hier gehts immer mehr und mehr Berg ab.... Da ist ein Nest in Sachsen (ich habe den Namen vergessen, den er mir in dem Büchelchen zeigte) das scheußlichste Loch auf der deutschen Karte. Da hat Wilhelm Kunst an einem Abend sieben Groschen für seinen Tell als Gastspielantheil erhalten! Was sagen Sie dazu? Sieben Groschen!...“

Ich erlaubte mir ihn mit den Ersparnissen zu trösten, die er doch sicher für den Abend des Lebens sich reservirt habe. Man erzählte sich in der Coulissenwelt, daß er zwei Häuser in Wien besitze und mehrere Tausende bei einem rheinischen Banquier stehen habe.

„Wenn ich das hätte“, bemerkte Kunst mit bitterem Lachen, „da würd ich meinen müden Körper wahrlich nicht den Reisestrapazen preisgeben! Alles das besaß ich, ja wohl! Noch viel mehr! Aber es ging dahin! . . .“

Er legte die Hände vor die Augen und brach das Gespräch ab. Eine peinliche Pause entstand. Ich bereute, dies Thema berührt zu haben. . . .

Am anderen Tage gaben wir den Pariser Taugenichts. Das Haus war fast noch schlechter besetzt wie bei unseren gewöhnlichen Vorstellungen. Während die zwölf biederen schleswigschen Stadtmusikanten sich abquälten, die Ouverture zum „Freischütz“ zu spielen, die mit dem französischen Lustspiel schwerlich in einem innern Zusammenhang stand, blickte Kunst durch das kleine Loch im Vorhang. Er schüttelte den Kopf und fluchte vor sich hin. Die Rolle spielte er nicht übel trotz seiner Verstimmung; leider machte ihm der Husten zu schaffen, so oft er sein Organ anstrengen wollte. Seine Maske als General Morin war trefflich; man sah

den Parvenu, dessen Feldwebelmanieren sich unter den Generals-Epauletten nicht hatten ablegen lassen. In den Scenen mit Louis und dessen Schwester schlug er wundersame Töne an, so weich, so gefühlvoll! In der großen und dankbaren Scene mit der Baronin wußte er sich jedoch nicht zu mäßigen! Es fehlte eben die Selbstkritik und die geistige Ueberwachung, welche allein im Stande sind, eine harmonisch abgeschlossene Kunstleistung zu erzeugen. . .

Als der Theaterdiener dem Gast den Kassenrapport in die Garderobe brachte, warf er den Zettel wüthend auf die Schminke und rief: „Grüßen Sie Ihren Director und sagen Sie ihm, daß ich morgen früh abreisen werde!“ . . .

Kaum ein Jahr später starb der ehedem so gefeierte Künstler einsam und verlassen in einem Wiener Spital. Nur wenige Collegen gaben ihm das Geleit. Sein Grab schmückt kein marmornes Denkmal und die Theatergeschichte geht über sein Wirken in kurzen Zeilen hinweg. —

Manch liebes Jahr war vergangen seit jenem interessanten Gastspiel im Stadttheater zu Schleswig an der Schlei. Das Schicksal der Musenjünger theilend, hatte auch ich meine Wanderschaft von Nord nach Süd, von West nach Ost fortgesetzt.

„Was man doch alles für Leute kennt und wie die Zeit von dannen rennt“ — darüber ließe sich manch Bändchen schreiben! Das Leben dichtet weit kühner als die Phantasie des begabtesten Romanschriftstellers — zumal beim Theater! . . . Ich war inzwischen zu den besseren Stadttheatern aufgerückt und hatte in Bremen, der alten Hansastadt am Weserstrom, ein vortheilhaftes Engagement gefunden. Von jeher war mir bei jedem neuen Ort, den ich als Menschendarsteller kennen lernte, dessen Physiognomie von besonderem Interesse gewesen. Bremen hat eine zweiseitige, wie man sie am Januskopfe sieht. Der alte Stadttheil erinnert an Lübeck und ist mit seinen uralten Kaufmannshäusern und Waarenlagern, mit seinen Schifferstuben und seinen altgothischen Backsteinkirchen, seinen engen Gassen und seinen vielen Wahrzeichen

und Wappen gleichsam die steinerne Chronik der alten Hansaherrlichkeit und längst entschwundenen Hansagröße. Da ist Alles so still, so feierlich, als wäre alle Tage Sonntag! Nur die hochgepackten Wagen rasseln durch die Straßen, wo die Speicher mit dem gothischen Treppengiebel stehen. Eisengeländer sperren die Gärten ab von der Gasse, und zwischen Jasmin und Flieder stehen Sandsteinbilder stumm und sehen Dich an. Die Fenster sind Jahraus Jahrein verhüllt, als wären die Häuser unbewohnt. Da und dort im Portal wird ein Diener sichtbar in altfränkischer Livree! In die exclusive Atmosphäre dieser Salons findet der Musensohn nicht Zutritt; es sei denn, daß der Beichtvater des Hauses ihn einführt! Das ganze Quartier hat eine ehrwürdig feierliche Physiognomie wie das Antlitz einer ehedem gefeierten Matrone, die nun mit Anstand alt geworden! Die ächt aristokratische Reserve mit der sich hier das „Soll und Haben“ umgiebt, bildet einen seltsamen und interessanten Contrast zu dem neueren Stadttheil der Weserstadt. Da schwillt das Leben voll und laut durch alle großen Aorten des Verkehrs und der Comunication, da fühlst du den Pulsschlag einer Weltstadt, da siehst du die Wimpel aller Nationen im Mastenwald des lauten Hafens wehen, da drängt sich der neue Geist gewaltig hervor in Handel und Wandel. Die Stadtwälle mit herrlicher Horticultur durchschneiden diesen neuen Stadttheil mit seinen prachtvollen Straßen, seinen luxuriösen Hotels und seinen styllosen Villen. Es ist, als werfe das amerikanische Leben einen Reflex über den Ocean auf diesen Theil der alten Hansastadt. Selbst der Roland, der vor dem Rathhaus zu Bremen die Wacht hält seit Jahrhunderten, ist diesem modernen Stadttheil durch die ihm vis à vis erbaute neue Börse einverleibt und in dem berühmten Weinkeller, der sich noch aus dem dreißigjährigen Kriege ein Weinchen reservirt hat, tummelt sich die genußsüchtige Jugend aus aller Herren Ländern diesseits und jenseits des Oceans, welche hier ihre kaufmännischen Studien absolviren soll! Mephisto's Wort:

„ich muß Dich nun vor allen Dingen
in lustige Gesellschaft bringen,“

findet dort seine herrlichste Illustration und selbst in der berühmten Schwesterstadt an der Elbe feiert der Materialismus keine größeren

Orgien wie hier am gelbsandigen Weserstrome! So wenigstens war's dazumal — weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit! . . .

Wieder war's Herbst wie dazumal und wieder begann die Saison mit dem Gastspiel eines Künstlers, der auch am Abend des Lebens stand. Emil Devrient war's und er kam, wie die Zeitungen sagten, zum letzten Gastspiel, und er wollte Abschied nehmen, überall wo man ihn freundlich aufgenommen während seines langjährigen Wirkens! Und wo wäre das nicht der Fall gewesen? Bekanntlich dauerte dieses Abschiednehmen ja auch Jahre lang, bis der ganze Cyclus durchlaufen war.

Emil Devrient! Welche Gedanken weckte der Name in meiner Brust! Ich hatte ihn eben so wenig vordem gekannt wie Wilhelm Kunst! Beide standen vor mir wie Sterne, deren Glanz aus ungemessener Ferne zu mir herunterstieg. Aber wie verschiedener Art waren diese Sterne! Hier ein um seine Pole in ewiger Harmonie sich bewegender, im steten Lichtglanz verklärter Planet, dort ein in die dunklen Tiefen herabsinkendes Meteor, zerstiebend im letzten Funkenstrom! . . .

Nach einer fast tagelangen Fahrt sah ich Devrient leichten Fußes dem Theater zuschreiten, das mitten in den Gartenanlagen auf einer Wallbastion dem Siedenburgischen altbekannten Hôtel gegenüber liegt. Man sah dem Sechszigjährigen keine Spur der Ermüdung an. Die Jahre schienen spurlos an dem Liebling der Musen vorübergegangen zu sein und selbst in nächster Nähe merkte man kaum einen Zwang, den sich der Künstler auferlegte, um vielleicht mit solcher Elasticität und Frische zu kokettiren! Die Directoren und älteren Mitglieder, denen er von seinen zahllosen Gastspielreisen bekannt sein mochte, konnten kaum ihre Verwunderung bergen über diese körperliche Rüstigkeit. Anstatt sich nach der Reise der Ruhe zu überlassen sah Devrient mit sichtlichem Interesse die Opernaufführung mit an, welche eben gegeben wurde und plauderte mit dem graubärtigen Director Ritter über dieselbe so lebhaft, als höre er die gute alte „weiße Dame" zum ersten Mal.

Hamlet war als erste Gastrolle angesetzt. Ich hatte den Horatio zu spielen und meine Freude war groß, da diese Partie mich das ganze Stück hindurch in die unmittelbarste Nähe des Gastes brachte.

Wie ganz anders zeigte sich Devrient auf der Probe als Kunst. Die Natur eines Künstlers und der eigenartige Grundzug der ganzen artistischen Wirksamkeit offenbart sich stets am unzweideutigsten auf den Proben. Der Virtuose, dem es nur um seinen persönlichen Erfolg zu thun ist, der nur Sorge trägt, daß seine Effectstellen zur Geltung kommen, kümmert sich wenig um das Ensemble des Ganzen. Er will eben als Mittelpunkt glänzend hervortreten und es ist ihm darum ganz recht, wenn Alles neben ihm unfertig und unsicher dasteht und ihm lediglich zur Folie dienen muß. Der wahre Künstler dagegen ist nicht nur auf sich, sondern auf das Ganze bedacht. Er tritt als ein Glied in den vorhandenen Organismus ein und wünscht, daß alle Kräfte mit ihm gemeinsam und in bewußter Absicht sich regen und zur Geltung kommen sollen. Die harmonische Totalwirkung, der in sich abgeschlossene Gesammteindruck, welcher das Endziel aller scenischen Reproduction ist und sein soll, wird von ihm ins Auge gefaßt. So Devrient. Mit rührender Geduld probirte er alle Ensemble-Scenen, die er gewiß tausendmal in seinem Leben durchgesprochen, mit uns durch, mit liebenswürdiger Freundlichkeit sagte er Jedem Nüancirungen voll Effect und voll Geist, die das Spiel der neben ihm Stehenden hoben. Voll echt aristokratischer Feinheit war sein Benehmen gegen die Damen, welche schließlich ganz böse wurden, wenn wir von seinen „Sechszigen" reden wollten.

Das Haus war bis zum letzten Platz gefüllt. Ich dachte, als die Ouvertüre begann, unwillkürlich an jene Tell-Vorstellung mit Wilhelm Kunst . . . Welch ein Kontrast! . . . . Die kosmetischen Mittel, die Devrient anwendete, waren selbst in nächster Nähe nicht unangenehm ins Auge fallend. Er sah noch immer bezaubernd schön in dem düsteren Hamlet-Kleide aus und das Organ spielte seine sympathischen Töne durch alle Register mit einer Klarheit und Fülle, daß man staunend vor Verwunderung den Kopf schütteln mußte.

Ueber jedes I-Titelchen mit einem Hamletdarsteller zu rechten, ist bitter Unrecht. Devrient gab die Rolle in jener seiner ganzen künstlerischen Individualität angemessenen idealen Auffassung, wie sie dazumal, bevor Rümelin und andere Kritiker die realistischen Shakespeare-Studien angebahnt hatten, nach dem Vorgang von Gervinus allgemein üblich

war. Es lag ein unendlicher süß bestrickender Zauber in diesem weichherzigen träumerischen, wortreichen und thatenarmen Jüngling, und ich glaube, daß manches Damenherz durch die Illusion der Bühne ganz und gar vergessen mochte, wie der Lebenskalender den Darsteller dieser sympathischen Erscheinung mit dem lieben Herrn Papa in dieselbe Altersklasse registrire. Blumen flogen aus allen Logen auf die Bühne und des Hervorrufens war kein Ende.

Am andern Abend traf ich den gefeierten Gast in dem Familienkreise eines kunstsinnigen Handlungsherrn. Man hatte ihm zu Ehren ein Souper veranstaltet und eine glänzende Gesellschaft dazu geladen. Die Spitzen der städtischen Behörden, die haute finance, hannöversche höhere Militärs und transatlantische Pflanzer waren zugegen. Es war eine bunte, interessante Gesellschaft; jeder Einzelne war ein Mann von Auszeichnung, Verdienst und Bedeutung. Die Physiognomie bekundete das und die Haltung, abgesehen von den äußeren Zeichen, die auch in dieser kleinen Republik ihre Wirkung nicht verfehlen. Devrient war der Mittelpunkt der Unterhaltung, ohne daß er selbst viel sprach. Aber man sprach zu ihm. Er nahm Antheil an Allem und hatte eine unendlich liebenswürdige Art des Zuhörens und eine noch viel liebenswürdigere Art, Andere zum Reden zu bestimmen! Und dieser Antheil an Allem war kein gemachter, äußerlicher, conventioneller, nein, er entsprang einem nach allen Richtungen hin thätigen Geistesleben und einer psychischen Elasticität, wie sie nur einem wirklich universell gebildeten Künstler eigen zu sein pflegt.

Unser Gespräch flog so zu sagen um die ganze Welt. Die Pflanzer erzählten von den Wundern des Urwaldes und der Emancipation der Negersclaven; die Militairs hatten Rüstows letztes Werk in Critik genommen; die Kaufleute sprachen über die neueröffneten Wege des Weltverkehrs — und doch wars als sprächen sie das Alles nur dem berühmten Schauspieler zu Liebe, vor dessen Blicken die halberwachsenen Töchter des Hauses so süß errötheten, daß ich auf den alten Herrn recht neidisch wurde, der solche Triumphe feierte. Endlich kam man auch auf den letztedirten Band von Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst, deren Autor bekanntlich ein Bruder Emils ist und damals noch als

oberster Leiter der Hofbühne zu Karlsruhe vorstand. Jetzt kam natürlich die Reihe zum Reden an Devrient. Er sprach mit sichtlicher Wärme über die Bestrebungen aller Derer, welche sich um die sittliche Hebung der Standesgenossen, wie um die Gesammtinteressen der deutschen Bühne verdient gemacht.

„Jene Männer," sagte er unter Andern, „deren dramaturgisches Tagewerk im Frühroth dieses Jahrhunderts leider schon zu Ende ging, waren keine Phantasten, wenn sie die Bühne als eine der edelsten, ersten und wirksamsten Bildungsanstalten der Nation proclamirten. Man hat gesagt, dazu fehle es uns leider an nichts weniger als an Allem — an guten Directoren, die für die wahre Kunst ein warmes Herz haben, an guten Dichtern, die nicht dem seichten Tagesgeschmack huldigen, an guten Kritikern, die ihr Amt nicht als milchgebende Kuh betrachten, an guten Schauspielern, welche auch dem gebildeten und feinsinnigen Zuschauer Interesse einflößen! Ich sage: daran fehlt es der deutschen Bühne nicht! Wir haben das Alles und zwar so zahlreich wie jemals — aber es fehlt den Privatunternehmern an Subventionen von Oben und dem Gesammtstande an der nöthigen soliden Basis!"

Es würde nicht in den Rahmen dieser Silhouetten passen, wenn ich diese Auseinandersetzungen hier vervollständigen wollte. Das Citat sollte nur andeuten, wie sehr der Künstler sich mit der Entwickelungsgeschichte seiner Kunst vertraut gemacht, wie er in ihr und mit ihr fortgeschritten sei, anstatt sich wie Kunst abzusperren in grämlicher Resignation. Diesen geistigen Fortschritt, dies fortdauernde Studium zeigte er auch als Künstler. Es gab Rollen, die ältere Collegen jetzt kaum wieder erkannten! So sehr hatte das fortgesetzte Studium die Leistungen ausgefeilt und verändert in einer Zeit, da bei anderen Menschen die Productivität nach jeder Richtung hin völlig stockt! Es war Devrient nicht leicht geworden im Anfang seiner Carrière wie Wilhelm Kunst, den das Glück sogleich auf seine Sonnenhöhe hinauftrug. Schwer und mühsam war der Weg, den Emil zurücklegte, bis er den Gipfel erklommen, auf dem er dann freilich um so viel fester stand. Er zeigte mir später einmal bei einem Spaziergang das kleine Stübchen in einem Hause nahe beim Wall in der Bischofsnadel wo er vor 30 Jahren ge-

wohnt als engagirtes Mitglied des Bremer Theaters. Damals sang er heute den Caspar in Webers Freischütz (und zwar 1833 bei der allerersten Aufführung dieser Oper auf der genannten Bühne) und spielte am andern Abend den Fiesko. Heut zu Tage wären die Directoren froh, ein Mitglied zu engagiren, welches die beiden Fächer eines ersten Baryton und eines ersten Liebhabers in einer Person vereinigt. Damals war das allgemein so und man kannte kein getrenntes Personal für das gesprochene oder gesungene Drama; Devrient erzählte mir, während sein tiefblaues Auge mit einem unbeschreiblichen Blick zu der kleinen Stube aufschaute, wie manche Nacht er da droben an dem Pianoforte gesessen, um sein Sprachorgan nach dem Instrumentalton zu bilden. Daher mag denn wohl jener etwas singende Nasalton in Devrients Organ gekommen sein, den man eigentlich nicht bei ihm, sondern bei denen störend fand, welche seine Sprechweise copirten! Wohl selten hat ein Künstler so dem jüngeren Nachwuchs in Allem zum Vorbild gedient wie Devrient, und von den Hunderten, welche durch sein Spiel begeistert sich der theatralischen Carrière gewidmet, dürfte die Hälfte als mißlungene Copie des herrlichen Originals sich unsterblich lächerlich gemacht haben. Das bekannte:

„Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das haben sie trefflich abgeguckt —“

mag diese „Devrient-Liebhaber“ in schärfster Weise treffen und verurtheilen.

Ich mußte unwillkürlich an die wüsten Zechgelage von Wilhelm Kunst denken und an die am Spieltisch durchwachten Nächte, als Devrient von diesen seinen nächtlichen Studien sprach. Ueberall in der Parallele zwischen Beiden steigt die Waagschale des Ersteren! Kunst kannte nie ein geordnetes, solides, häusliches Leben, nicht den Segen des eigenen Heerdes, nicht die Freude des ehelichen Glücks! Er war nur 24 Stunden verheirathet und zwar mit der berühmten Schröder-Devrient. Nach dieser hastigen Trennung blieb er Junggeselle und schleppte sich als Hagestolz zum Grabe...

Auch Devrient besuchte ich. Wie hätte ich mir das entgehen lassen können. Er wohnte in einem damals keineswegs mehr in gutem Credit

stehenden Hôtel — aus Pietät! Er hatte immer in demselben logirt, so oft er in der alten Weserstadt gastirte und wollte dem altgewordenen Wirth den Verdienst nicht entziehen, da er zum letzten Male kam! Auch ein bezeichnender Zug für den Charakter des feinsinnigen Mannes!

Wie sauber und geordnet standen die nicht unbedeutenden Reiseeffecten in den Zimmern. Die prachtvolle Garderobe füllte allein drei hohe messingbeschlagene Lederkoffer. In einem Kästchen von Ebenholz führte der Künstler die Orden und Ehrengeschenke mit sich, durch welche er von allen deutschen und vielen ausländischen Fürsten geehrt worden war. Zur Reiselectüre hatte er den damals eben erst edirten ersten Band von Gutzkow's „Zauberer von Rom" mitgenommen. „Ich verspreche mir von diesem herrlichen Buche viele frohe Stunden. Der Roman ist groß angelegt. Ich wünschte die Zahl der Bände wäre so groß wie die der Blätter in diesem ersten Bande!"

Devrient sprach von Gutzkow überhaupt mit großer Wärme, ja fast möcht ich sagen mit großer Dankbarkeit! Hatte er ihm doch den „Molière" geschrieben, eine unnachahmliche Meisterleistung Emils. Und dann den Werner in „Herz und Welt." Dreimal mußte der abschiednehmende Gast diese Rolle wiederholen, und stets war das Haus bis zum letzten Platze gefüllt!

„Und wollen Sie wirklich", so fragte ich im Laufe unserer Unterhaltung bei dem eben erwähnten Besuche — „wollen Sie wirklich den Entschluß ausführen, der uns Alle in Trauer versetzt und gegen den das Gesammtpublikum Deutschlands ein Veto einlegen möchte!"

„Mein junger Freund", gab der Künstler mir zur Antwort, „ich will meinen Ruf nicht aufs Spiel setzen. Ich habe stets strenge Selbstkritik geübt und fühle, daß es Zeit ist, von der Ausübung meiner über Alles geliebten Kunst zu scheiden! Es giebt nichts Schlimmeres, als sich selbst zu überleben. Wie Manche sind dadurch einer unverdienten Vergessenheit und Verurtheilung anheim gefallen!„

Der Kammerdiener meldete einen Besuch! Ich wollte mich entfernen; Devrient bat mich jedoch, zu bleiben. „Es ist ein alter guter Kerl", sagte er, „der mich von früher kennt. Es muß ihm schlecht

gehen und er will sicher — —.“ Ein vielsagendes Lächeln ergänzte den unausgesprochenen Schluß der Rede.

Ein graubärtiger, sehr dürftig gekleideter Mann trat ein. Er schien im Ganzen noch rüstig, das Auge blickte jedoch sorgenvoll auf den linken Arm, den er in der Binde trug.

„Ewald, wie kommen Sie denn daher?“ rief Devrient ihm freundlich entgegen, da Jener mit linkischem Compliment ins Zimmer trat. „Und was haben Sie da für ein Unglück?“

„Ja das ist's eben“, entgegnete der Alte. Eine große Thräne löste sich aus seinen Wimpern und rollte langsam über die bleiche Wange herab.

„Nun, wie ist denn das gekommen? Ich glaubte Sie gut versorgt und dachte oft, daß Sie im bürgerlichen Leben sich recht glücklich fühlen würden, nachdem es bei der Kunst nicht so gehen wollte, wie der junge Kopf sich damals dachte, als wir zusammen anfingen! . .“

„Ach, da wäre viel zu sagen“, meinte der Gefragte. „Ich ging also damals nach meiner Blamage in Rostock, wo Sie mich so freundlicht trösteten, wieder heim zum Vater und der hat mich als reuigen Sohn auch wieder zu sich genommen. Die Böttcherei hat mir nie geschmeckt. — Sie wissen's ja. — Aber ich zwang mich! So lang der Vater lebte, ging's auch. Hernach kam ich zurück; meine Gesellen betrogen mich hinten und vorn und ich — na ich verkaufte endlich das Haus und das Geschäft und zog hierher zu meiner verheiratheten Schwester! Ich dachte, ich wollte da so still hinleben und gab mein Geld dem Schwager ins Geschäft. . . Vor zwei Monaten ist er heimlich auf und davon. . . Nach Amerika. . . Meiner armen Schwester blieb nichts, worauf nicht so und so viel Gläubiger ein Recht hatten und auch mein Bissel Geld ist mit dem Herrn Schwager auf und fortgegangen. . . Ich wollt vor Verzweiflung ins Wasser. . . Da sah ich vor mir einen jungen Bengel, der wahrscheinlich nicht solche böse Absicht hatte und doch drin lag und jämmerlich schrie. . . Das schien mir ein Fingerzeig von oben. . . Ich rettete den Knaben; wie ich aber naß von oben bis unten die glatte Steintreppe aufsteige, schlage ich hin, breche den Arm. . . Ich wär sonst nicht gekommen, aber — — ich weiß nicht aus noch ein! Mit dem Arm wirds nimmer wieder werden!“

„Ich freue mich, daß Ihr gleich bei mir anklopft, Freund Ewald! Auf meinem Gut bei Dresden findet sich wohl irgend ein Posten. Ich will heute noch meinem Sohne schreiben!“

„Gottes Lohn und tausend Dank. O, ich wußte es wohl, daß Sie mich nicht im Stich lassen würden, Herr Devrient! . . .

Thränen erstickten die Stimme. Devrient selbst führte mit gütigen Worten den Alten hinaus, indem er ihm zur augenblicklichen Hülfe einen Tresorschein in die Seitentasche steckte. . .

Diese Episode ist keine Fiction. Wie leicht hatte weise Sparsamkeit es dem Künstler gemacht, in solcher Weise für einen würdigen Nothleidenden zu sorgen! . . .

Mit „Fiesko“ schloß dies für mich unvergeßliche Gastspiel. Wir bereiteten dem Künstler noch eine besondere Ovation. Als derselbe nämlich am Schluß des Stückes zum zweiten Male hervorgerufen wurde, hob sich der Hintergrund und alle weiblichen Mitglieder, welche im Fiesko unbeschäftigt waren, traten in weißen Gewändern zu dem erstaunten Künstler heran. Eine derselben sprach ein von mir verfaßtes Gedicht und eine andere überreichte zum Schluß desselben dem scheidenden Liebling der Musen einen Lorbeerkranz. Unbeschreiblich schön war die Bewegung Devrients, mit welcher er den dargebotenen Kranz bescheiden von sich zurückwies.

Sie war symbolisch für den ganzen Character dieses echten Künstlers, zu der als Seitenstück die abgeschlagene Tischecke des Otto von Wittelsbach für Wilhelm Kunst nicht vortheilhaft sprechen dürfte! Hier die ungebändigte Urkraft der chthonischen Götter — dort die edle Harmonie der hellenischen Antike — hier maßlose Genußsucht und schrankenloser Individualismus — dort weise Oekonomie und edler nach den richtigsten Gesetzen der Aesthetik ausgebildeter Styl — hier ein planloses Dahinfahren, dort die stetige Verfolgung eines fest aufgestellten hohen Zieles — hier die Wirkung des realsten Naturalismus, dort der Zauber einer in sich harmonisch ausgeglichenen idealen Künstlerseele. Fürwahr der Abend des Lebens mußte die Beiden finden, wie er sie fand! — Und wie leben sie im Gedächtniß der Nachwelt?

Obgleich auch Emil Devrients ideale Richtung dem heutigen Ge-

schlecht, das auf neuen Wegen das alte Ziel der dramatischen Kunst sucht und findet, nicht mehr ein direktes Vorbild ist, so wird sein Name doch stets voll dankbarer Verehrung genannt werden. Sein Wirken war für die Entwickelung der deutschen Schauspielkunst ein epochemachendes, heilbringendes, er hat Decennien hindurch uns gerettet vor dem Ueberhandnehmen des styllosen Naturalismus, dessen Hauptrepräsentant Wilhelm Kunst gewesen.

Von diesem gilt fast Schillers Wort aus der Glocke:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten
Da kann sich kein Gebild gestalten.“ —

Auf Devrients Büste, welche die dankbare Kunstgemeinde von Elb-Florenz am großen Gedenktage aller dahingeschiedenen Seelen noch immer mit frischen Lorbeerkränzen schmückt, dürfte als passendste Inschrift das Distichon geschrieben werden, welches Jophon, des Sophokles Sohn, auf seines Vaters Bildsäule setzte, denn von diesem gilt wie von Jenem daß er:

— „der tragischen Kunst herrlichste Palme gewann!“

Arabesken für den Rahmen einer Künstlersilhouette.

(Anekdoten und Episoden aus dem Leben Bogumil Dawisons.)

— „Ja ich weiß, daß man Bogumil auch für hartherzig und gefühllos gehalten", rief mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit Frau Dawison im Laufe einer längeren Unterhaltung, die wir zusammen im Hôtel du Nord führten, während ihr Gatte nebenan nach dem Diner sein Mittagsschläfchen machte. (Der berühmte Künstler gastirte damals in H. wo ich engagirt war und ihn zum ersten Male kennen lernte.) „Gefühllos — er! Aber was dichtet der Neid der Menschen denen nicht an, die es weiter gebracht wie sie selbst? O, ich sage Ihnen, Bogumil ist so weich, ist so zartbesaitet wie Einer! Hören Sie, zum Beleg dafür folgende Geschichte aus unserer Vergangenheit, aber vergessen Sie, daß ich es gerade war, die Ihnen dieselbe erzählte!... Wir waren erst kurze Zeit verheirathet und Bogumil damals noch ein ganz unbekannter polnischer Schauspieler. Er hat, wie man zu sagen pflegt, von der Pike auf gedient und begann seine Laufbahn bei den Wanderbühnen! — O, welches Elend lernten wir da kennen! Ich wollte oft verzweifeln, aber Bogumil behielt stets seinen frohen Muth und hatte einen niemals wankenden Glauben an eine schöne Zukunft. Wir waren bei einem Director engagirt, welcher die pünktliche Regelmäßigkeit der Gagezahlung für eine sehr häßliche Angewohnheit halten mußte, weil er derselben fast niemals nachkam. Wir hatten bereits das Meiste unserer Sachen versetzt, und täglich wurde der Küchenzettel einfacher! Da verschwand eines Tages jener gewissenlose Director. Welch ein Aufstand unter der Truppe! Die

armen Menschen waren aufs Aeußerste! Der Director hatte nichts zurückgelassen, als einen etwa zehnjährigen Knaben. Der saß in einem Winkel der Stube und weinte. Niemand kümmerte sich um ihn. Man schimpfte nur und fluchte. Bogumil hatte kein Wort gesprochen in dem ganzen Tumult. Er nahm den armen Jungen zu sich und brachte ihn mir!... Du lieber Gott es mangelte ja uns selbst schon! Die Gesellschaft spielte in Theilung weiter, man nahm an der Kasse Alles, auch Naturalien und ich weiß, daß auf Bogumils Theil eines Abends 3 Eier und zwei Kohlköpfe kamen. Lachen Sie nicht, mein Herr, es ist die Wahrheit!

Endlich aber kam Uneinigkeit in die Truppe; selbst die grimmigste Noth konnte die Zwietracht und den Neid unter den wüsten Gesellen nicht fernhalten. Die Meisten liefen davon... Wir hatten schon längere Zeit mit einem anderen Director unterhandelt, und derselbe machte uns in der That auch Aussichten, augenblicklich jedoch war nirgends etwas zu erhoffen! ... Der arme Junge des Directors war und blieb bei uns! Wir konnten ihn doch nicht auf die Straße jagen! ... Eines Tages war indeß völlige Ebbe in der Kasse. Ich kochte von den letzten Ueberresten im Küchenschranke eine Brotsuppe ... Bogumil war ins nächste Dorf gewandert, um zu sehen, ob sich dort nichts arrangiren ließe... Meine Suppe war fertig, und ich mußte sie aufgeben, wollte ich sie nicht verbrennen. Der kleine Bursch erbot sich die Schüssel ins Wohnzimmer zu tragen. Der liebe Gott mag wissen, wie's geschah, aber der arme Bub läßt die Schüssel fallen und — um unser letztes Mittagsessen wars geschehen! ... Just in dem Augenblick kam Bogumil und hörte mein Schelten, denn ich gestehe es, ich war in großer Erregung. Er blieb im Flur stehen und fragte lachend: „was es denn gäbe?“ Ich erzählte ihm unser Unglück ... „Wir müssen hungern“, schloß ich meinen unglücklichen Bericht... Bogumil sah mich tief an (o Sie kennen ja seinen Blick) und sagte nichts, als die mir unvergeßlichen Worte: — „wie mag das arme Kind sich erschrocken haben!“...

Auch mir sind diese Worte unvergeßlich geblieben, und ich sehe in meines Geistes Auge die hübsche, lebhafte Frau vor mir auf dem blauen Sopha sitzen, wie sie mir diese kleine Geschichte erzählte.

Es läßt sich nicht läugnen, derlei kleine Züge gewähren den besten Einblick in das innerste Wesen hervorragender Menschen. Will man diese recht kennen lernen und die ganze Eigenart ihres Seins erfassen, so muß man sie aufsuchen, wo sie sich völlig unbelauscht und unbeobachtet wähnen, wo sie sich zwanglos gehen lassen und geben, wie sie sind! Auf dem Markt der Welt und im Verkehr mit den Leuten „im Visitenfrack und mitten im Nimbus des Berufes, da haben sie alle ihre Larve und ihre Attitude, hinter welcher sie ein gut Theil ihres eigensten Wesens verstecken. Da erhalten wir von ihnen nur zu oft ein ganz falsches Bild, — die Photographie ohne Retouche, das Kehrbild der Medaille erschauen wir nur dort, wo die kalte Reserve nicht mehr nöthig, welche man vor der Welt zur Schau trägt. Selbst der Beste heuchelt ein wenig vor der Welt und für die Welt! In seinem Kämmerlein daheim ist er so ganz ein Anderer wie draußen unter den Wölfen, mit denen er heulen muß!

Frau Dawison, welche mir die obige Geschichte erzählte, war die erste Gattin des berühmten Künstlers, und er hing an derselben mit geradezu schwärmerischer Verehrung. Sie hatte Noth und Kummer mit ihm getragen, da er noch bei jenen Wanderbühnen sich elendlich durchschlagen mußte. Er selbst erzählte mir, wie oft die Gute mit dem letzten Löffel ins nächste Städchen gezogen sei, um ihn zu versetzen, damit dem kommenden Tage nicht das Brod fehle.

„Sie hat die kalten Regenschauer meines Frühlings tapfer ertragen“ so sagte er einmal zu mir, „nun da der schöne Sommer endlich gekommen ist, muß sie von mir und darf nichts genießen von den Früchten auf die wir so lange gehofft!“

Die arme kleine Frau!

Jahrelang fesselte ein schweres Siechthum sie an das Bett und beim Schimmer der Krankenlampe las sie in den ewig langen Nächten dieser neuen Prüfung die Berichte über all die Triumphe ihres angebeteten Bogumils, der damals schon die Welt mit seinem Ruf erfüllte. Und kam er dann nach einer längeren Reise wieder heim und trat an ihr Schmerzenslager, dann schüttete er den ganzen Gastspiel-Ertrag in Ducaten umgewechselt auf die Bettdecke der Kranken, die kein größeres Ver-

gnügen konnte, als mit den kleinen abgemagerten Händchen in den blanken Metallstücken herumzugreifen! . . .

Wer auf den Höhen des Ruhmes steht, hat bekanntlich viel zu leiden. Nicht nur die Blicke der Bewunderung reichen dort hinauf, sondern auch die Pfeile des Neides, und das alte Wort bleibt ewig wahr, welches Thukydides den Perikles am Grabe derer sprechen läßt, die im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges gefallen waren: „nur das pflegen die Menschen an Andern zu bewundern und anzuerkennen, was sie selbst zu erreichen und zu erringen glauben oder nachzuahmen im Stand sich fühlen, was aber darüber hinausgeht, ziehen sie herab und suchen es zu verkleinern!" Dawison mußte das oft erfahren. Er ertrugs meisthin mit dem leisen ironischen Lächeln, welches in seinen Mundwinkeln so tiefe Furchen hinterließ, daß es fast zu einem stehenden Zug seines Gesichtes wurde. Nur selten, wenn Arroganz und Impotenz sich allzu keck an ihn herandrängten, schlug der Leu wohl einmal mit mächtiger Tatze auf das kleine Gethier. Davon mag nachstehende Anekdote erzählen.

Es war in Magdeburg, wo Dawison ein längeres Gastspiel abspielte. Das Haus war jeden Abend bis auf das Orchester geräumt. Die Erfolge des berühmten Künstlers, der dazumal — vor seiner amerikanischen Reise — gerade im Zenith seiner artistischen Wirksamkeit stand, waren geradezu unerhört. Es fehlte nur, daß man ihm (wie weiland der Sennora Pepita) die Pferde vor dem Wagen ausspannte.

Wir trafen fast allabendlich nach den Vorstellungen in einer der besuchtesten Weinstuben am „breiten Weg" zusammen und unter der Gesellschaft, welche sich daselbst um Dawison zu versammeln pflegte, befand sich auch ein „Fachcollege" des berühmten Künstlers, der dicht vor dessen Gastspiel erst engagirt, nun aber auf einige Zeit zur Disposition gestellt worden war. Der Mann, nicht werth des Künstlers Schuhriemen zu lösen, war von dem häßlichsten Neid wider Dawison erfüllt und suchte demselben, wo er konnte, durch allerlei hämische Bemerkungen Luft zu machen. Er that das in einer Weise, der gegenüber Dawison nicht immer gebührend auftreten konnte. Für jede hämische Anekdote, die er aus Dawisons Carrière zu erzählen wußte, schob er einen be-

kannten Gewährsmann vor, den man doch im Augenblick nicht Lügen strafen konnte.

Eines Abends hatte Dawison seinen unvergleichlichen Richard III. gespielt, dieses „prachtvolle Ungeheuer“, in dem so viel von dem eigensten, feurigen, Leben gebenden und fordernden Herzblute des Künstlers pulsirte.

Unser Kreis war natürlich einstimmig in seinem enthusiastischen Lob über dieses Kleinod des Dawison'schen Gastspielrepertoires. Wie reif, wie bis ins kleinste Detail ausgearbeitet war diese Leistung! Wer könnte jemals den hämischen Teufelshumor vergessen, in dem dieser Richard seinen ersten Monolog hielt! Ja dieser Dawison'sche Humor! Das war etwas nicht zu Classicirendes, nicht zu Definirendes und selbst die Allongenperrücken der kritischen Orakel wußten in ihrem dramaturgischen Apothekerlatein denselben durchaus nicht zu rubriciren. Es war ein Humor, dem nur der des großen britischen Dichters selbst congenial erschien! Wie durch Wetterwolken ein flüchtiger Sonnenblick streift, so blitzte dieser Humor in diesen dunklen Gestälten der Shakespeare-Tragödien auf, und es war, als falle aus diesem Sonnenblick in die düsteren Schrecken unserer von Furcht nnd Mitleid ergriffenen Seele ein Etwas von jenem friedensvollen Himmel herab, der jenseit dieser dunklen Welt in ewiger Heiterkeit strahlt und den sich diese Dämonen in Menschengestalt für ewig verscherzt hatten. Und wer könnte den Schreckensruf vergessen, mit dem der Künstler im letzten Act über die Bühne raste: ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd! ... Solch ein Ruf hat ein ewiges Echo in der Brust jedes Hörers!

Wir wußten nicht Worte zu finden, um auszusprechen, was wir unter dem frischen Eindruck und den unmittelbaren Nachwirkungen dieser Offenbarung des großen Genius empfanden. Der neidische Fachcollege — kalt wie ein Frosch — versuchte unser Feuer zu dämpfen. — Er erzählte, daß Dawison in dieser Rolle nichts böte wie eine fast sclavische Copie der Darstellung dieses Characters, wie sie auf der altenglischen Bühne schon bis ins kleinste Detail hinein traditionell sei.

Dawison hörte den Rest der hämischen Bemerkungen, während er im Vorzimmer den Pelz ablegte. Er verrieth jedoch in keiner Miene,

mit keiner Sylbe den Groll über diese Bosheit. Unsere Entrüstung erreichte den Höhepunkt, als jener „Menschendarsteller" urplötzlich, nachdem Dawison selbst erschienen, in das überschwenglichste Lob übersprang und sich in dessen Nähe drängte, um ihn mit der übertriebensten Höflichkeit seine Complimente zu machen. Ich sah das Zucken in den Mundwinkeln — aber Dawison hielt an sich und mir war's, als riefe mir ein Zwinkern seiner Augen zu: „Warte nur seine Stunde schlägt schon."

Und sie schlug am anderen Abend.

Man hatte, weil die angesetzte Oper ausfallen mußte, die „Maria Stuart" eingeworfen und unser „Characterdarsteller" spielte den alten Shrewsbury. Nach der Probe war er in das Hôtel gelaufen, in welchem Dawison wohnte und hatte diesen hoch und höchst ersucht, „seine Leistung durch seinen Theaterbesuch zu ehren."

Dawison erfülte diesen Wunsch.

Am Abend fand sich unser Kreis zusammen wie stets. Unser Künstler kam auch. Er erwartete natürlich Complimente von seinem „Collegen". Dawison hielt sich jedoch sehr reservirt. Das reizt natürlich. Der Menschendarsteller wird warm und wärmer. Er erzählt das Unglaublichste von seinen Triumphen. Er rückt Dawison immer näher und näher. Endlich bittet er um dessen — Brüderschaft!

Ich habe Dawison in vielen komischen Rollen gesehen, aber dies Gesicht hat er in keiner derselben verwendet. Eine tiefe Stille herrschte. Man hörte das Singen der Gasflammen.

„Ich bin bereit, lieber College", sagte Dawison endlich. Jedes Wort klang so spitz und kalt, daß man unwillkürlich bei dem Ton schon fröstelte. „Aber Sie müssen mir zuvor eine Frage beantworten!"

„Recht gern, lieber College!"

„Waren Sie immer Schauspieler — nichts anderes vordem?"

„Wie meinen Sie das? Wie sollte ich —"

„Nun ich dachte, Sie wären früher einmal Seiltänzer gewesen!"

„Nein! Nie! Aber wie kommen Sie auf diese Idee?"

Je nun, Herr College, wie ich heute Abend Ihren Shrewsbury

mir ansah, da mußte ich mich unwillkürlich fragen: „wie bringt der Mann das ohne Balancirstange fertig?...

Die größten Schattenseiten der Gastspieltriumphe und Golderndten berühmter Bühnenkünstler bestehen in den unaufhörlichen Ansprüchen, die das viele — zumeist selbst verschuldete — Elend hinter den Coulissen an dieselbe unter den seltsamsten Berechtigungsvorwänden stellt. Dazu kommt noch die privilegirte Bettelei der vielen Blutegel, die sich vom Schweiß und Blut der Schauspieler ernähren. Dahin gehören die Herren von der Claque und die literarischen Flibustiers.

Schon in früher Stunde klopft's; der Künstler ruft mit verschlafenem Auge ein mürrisches Herein! und mit freundlich strahlender Miene erscheint der Zettelträger, um dem Künstler Glück zu seinem Geburtstage zu wünschen; im Sommer wird diese Gratulation durch einige Blumen unterstützt. Der Gast bemerkt, daß er am 29. Februar geboren sei, mithin also erst in 3 Jahren 8 Monaten seinen Geburtstag feiere — allein der Mann hat doch nun einmal seinen besten Rock angezogen! Er stottert Entschuldigungen; seinen Zweck hat er natürlich doch erreicht. Auf dem Fuß folgt ihm der Theaterdiener, welcher bei jedem Besuch erzählt, daß er acht lebende Kinder habe. Es folgen einige Wittwen in vorgerückten Jahren und äußerst bedrängten Verhältnissen, welche den Garderobenkorb ins Theater bringen möchten. Jetzt erscheint der Drucker eines Winkelblattes, welches über eine vor 2 Jahren schon erfolgte Ordensverleihung an den Künstler eine kurze Notiz bringt. Dieselbe ist in dem vorliegenden Exemplar extra in Silber gedruckt. Die Anspielung ist deutlich. Nun kommt die Frau des gichtkranken Soufleurs, die ein Wachsblumen-Bouquet ausspielen lassen will und bietet Loose dazu an. Zum Schluß stellt sich der dramaturgische Franctireur ein. Er apportirt einen Friedrichsdor aus freier Hand und schreibt für etliche mäßig große Stücke vom Segen des Mansfelder Bergbaues ellenlange Lobpsalmen in alle möglichen Theaterblätter. Erträglicher als diese Heuschrecken ist die „Verehrerin aus der Ferne“, die brieflich um eine Haarlocke und der enthusiasmirte Secundaner, der mündlich um einen Albumvers bittet.

Es gehört viel Geduld dazu, eine solche Cour abzuhalten. Die

langmüthigste und die unbeschränkteste Gutmüthigkeit muß dabei endlich in die Brüche kommen. So geschah's auch Dawison bei einem Gastspiel am Stadt=Theater zu Breslau einmal. Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen, naht ein Poet — oder etwas dergleichen. Der Mann bittet nicht, wie die anderen. Er erzählt sein Unglück. Es ist unverschuldet, wie es scheint, aber wie oft hat das Raffinement der Lüge nicht schon solche Maske angenommen. Der Künstler ist einmal in übler Stimmung und schickt den Armen fort mit ziemlich rauhen Worten.

„Ein Darlehn — zwanzig Thaler! Das ist in Wahrheit noch nie dagewesen! Welches Ansinnen!" so brummt Dawison ärgerlich vor sich hin. Er tritt ans Fenster und sieht den Mann davonschleichen. Das Gesicht will ihm nicht aus dem Sinn . . . Aber zwanzig Thaler. — Ein wildfremder Mensch! Doch sein Mitleid ist erwacht und es läßt ihm kein Ruhe. Er erkundigt sich bei dem Director nach dem Bittsteller, und hört, daß der Mann in Wahrheit tief im Elend sei und unverschuldet dies Schicksal trage. Sofort couvertirt Dawison vierzig Thaler und schreibt dazu: „Mein Herr! Ich habe Ihnen heute Morgen ein Darlehen von 20 Thalern abgeschlagen, weil ich glaube, daß nur eins von 40 Ihrem Bedürfniß einigermaßen entspreche. Zum Herbst werde ich Ihnen meine Adresse angeben. Schreiben Sie mir dann, wie es Ihnen geht! . . ."

Dawison schrieb sehr gern und recht hübsche Briefe. Allein er besaß dabei eine curiose Eitelkeit, indem er glaubte, es werde jedes Blättchen von ihm auf die Nachwelt kommen. Daher sein oft sehr gesuchter Styl und die Sucht nach originellen Redensarten. Man erzählt daß er eines Tages in Dresden einem Diener bis auf die Straße nachlief, der ihm eine schriftliche Einladung eines Barons zum Diner brachte, welche Dawison durch einige Worte freundlich acceptirte. Diese Worte aber mißfielen ihm, da er sie eben fortgeschickt. Der Domestike mußte das Billet wieder herausgeben und Dawison schrieb ein anderes!

In Dresden verlebte Dawison in seinem längeren Engagement am Hoftheater eine Reihe glücklicher Jahre. Er war der Liebling des Publikums, aber er war es nicht allein. Emil Devrient stand ihm zur Seite! Ein gefährlicher Nebenbuhler!

Wahrlich, die Gegensätze der so grundverschiedenen Stylarten, die sich in diesen beiden Großmeistern der dramatischen Reproductionskunst offenbarten, mußten Conflikte hervorrufen, welche das collegiale Verhältniß dieser beiden Künstler trübten.

Der eine Theil des Publikums nahm für den in Devrient gleichsam verkörperten Idealismus Parthei, welcher die Traditionen der großen Goethe-Schiller-Periode mit all' ihren classischen Elementen und ihrer innerlichen Weihe vertrat, die andere schwor auf die neu aufgehende realistische Richtung Dawisons, welcher im Geist der „Modernen" seine Gestalten fundirte.

Jahre lang standen so Beide sich gegenüber wie die feindlichen Brüder — bis endlich die gemeinsame Mutter, die Kunst, sie versöhnte. Man hatte den Don Carlos neu einstudirt. Emil hatte den Posa in Besitz, bekanntlich eine Glanzrolle seines Repertoires, und sein Nebenbuhler wollte den König Philipp spielen. Die Intendanz vermied sonst klüglich ein Zusammenwirken Beider an demselben Abend. Jetzt wars unvermeidlich. Ganz Dresden strömte ins Theater. Dawison gab den Philipp zum ersten Mal und in einer überwältigenden, die traditionelle Schablone völlig über den Haufen werfenden Auffassung. Unentschieden wogte der Wettkampf hin und her: bald schien dieser, bald jener die Palme des Abends zu gewinnen. Die Aufregung des Publikums war ungeheuer. Da kommt die große Audienzscene mit jener glänzenden Apostrophe des Mahltheserritters, in welcher die hinreißende Rethorik Devrients stets ihren höchsten Triumph feierte. Ein nie zuvor gehörter Beifallssturm durchrast das Haus nach dem bekannten: „geben Sie Gedankenfreiheit!" Die Damen schwenken in den Logen ihre Tücher, das Orchester muß Tusch blasen. Der Enthusiasmus hat seinen Gipfel erreicht. Der Schluß der großen Scene kommt, der Vorhang fällt. Ein wah haft frenetischer Jubel herrscht im Hause. Der Vorhang fliegt auf — Posa erscheint — neben ihm Philipp. Dieser von rechts, jener von links aus den Coulissen tretend. Man ruft abermals. Dasselbe Schauspiel. Als sich zum dritten Male die Gardine hebt, sieht man jedoch die beiden Künstler — Hand in Hand! .. Es war, als feiere man das große Friedensfest einer ganzen Nation. ... Auch hinter den

Coulissen wurde dieser Zwischenfall, mit Staunen, Bewunderung und Freude aufgenommen. Dawison soll derjenige gewesen sein, der zuerst die Hand geboten und wir haben aus diesem Grunde zumal dieser Episode hier Erwähnung gethan. Ob es wahr ist, daß er Goethes bekanntes Wort imitirend ausgerufen: „Emil komm, warum sollen wir uns streiten, wer von uns der Größere? Freuen wir uns, daß die deutsche Bühne zwei Kerle hat, wie wir“ — weiß ich nicht zu sagen. . . Natürlich wurde der Freundschaftsbund mit Champagner besiegelt, und wenngleich diese Scene auch nicht nachhaltig und innerlich nachgewirkt, so offenbart sie doch ein edles überwallendes Gefühl des Künstlers.

Gleich Devrient hat auch Dawison bekanntlich durch Gastspiele seinen Ruhm an alle Enden der bewohnten Erde getragen. Ob der Jude den Christen, oder dieser jenen in dem Raffinement der Geschäftsreclame hierbei übertroffen, wer will's entscheiden? Gute Rechner waren Beide und haben neben der „Mission ihrer Kunst“ auch recht klüglich für sich gesorgt. Das wildleidenschaftliche Temperament Dawisons, welches nach Rollen wie Lear und Richard, Shylock und Franz Moor die halbe Nacht noch „in freundschaftlichem Burgunder hinwegschwemmen“ mußte, verzehrte leider aber naturgemäß die physischen Kräfte des genialen Mannes vor der Zeit. Sein amerikanisches Gastspiel gab ihm den Todesstoß. Mit einer fast fieberischen Hast stürmte er von Stadt zu Stadt und muthete sich Anstrengungen zu, welche im Verein mit mancher Extravaganz seinen Körper derartig zerrütteten, daß die Spannkraft dieses reich begabten Geistes urplötzlich nachließ! . . . Diese amerikanischen Triumphe waren gleichsam die letzten Sonnenblicke seines Lebens, denen dann die tiefe, entsetzliche Nacht folgte, aus der er nur in eine andere hinübergeschlummert ist, deren ewige Ruhe dem armen Dulder längst zu wünschen war! . . .

Aus diesen amerikanischen Reminiscenzen mag hier noch eine wenig bekannte Anekdote erzählt werden, die ich bona fide reproducire.

Ein Pflanzer aus Louisiana hatte Dawison eines Tages den König Lear spielen sehen und beschloß, demselben seinen Dank für diesen Kunstgenuß durch ein Geschenk abzustatten, welches nach amerikanischen Begriffen allerdings sehr gentleman like sein mochte. Dieses Geschenk

bestand in einem Neger. Es war ein Prachtexemplar von tiefdunkler Farbe und herculischem Gliederbau. Der Bursch war willig, anstellig und gutartig. Er hatte schon bei seinem früheren Herrn als Kammerdiener fungirt, und dazu wollte Dawison den Afrikaner vollends ausbilden. „Nero" zeigte bald eine wahre Pudeltreue und eine fast rührende Anhänglichkeit an seinen neuen Herrn. Er folgte diesem wie sein Schatten und verfolgte hinter den Coulissen das Spiel desselben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Eines Abends wird der „Othello" gegeben.

Nero ist außer sich vor Freude über die schwarze Maske seines Gebieters. Zitternd vor Aufregung lehnte er an einem Coulissenbaum und wendet keinen Blick von Dawison-Othello. Da kommt die große Scene mit Jago. Wer den Künstler je in dieser Rolle gesehen, in der sich die bewundernswürdigste Naivetät mit dem hinreißendsten Pathos vereinte, wird begreifen, welchen Eindruck das Spiel auf den schwarzen Kammerdiener machen mußte. Der Zufall will, daß Jago, da Othello ihn mit den bekannten Worten: „Das lügst Du Teufel" an der Gurgel packt, aus irgend welchem äußeren Anlaß eine Bewegung nach seinem Schwerte macht. Wie ein Tiger springt Nero hervor und mitten in die Scene stürzt er mit einem lauten Wuthgebrüll, wie es der Senegalkrieger vor dem Kampf ausstoßen mag. Er packt den Jago und will ihn zu Boden werfen. Allgemeines Staunen auf und vor der Bühne! Man glaubt, der arme Bursch sei wahnsinnig geworden und nur mit Mühe kann Dawison seinen Nero zur Ruhe bringen und hinter die Scene schicken.

Einen ähnlichen Zwischenfall erlebte der Künstler bei eben derselben Scene in Köln, wo ein guter Bürger der heiligen Stadt sich im Parquet erhob und Alles um sich her vergessend und ganz hingerissen von dem Spiel des Gastes laut ausrief: „Recht so, mach ihn kalt den Hund." Die Geschichte lief damals durch alle Blätter. Nicht so bekannt dürfte es sein, daß nach einer Aufführung der „Räuber" in Rostock einige naturwüchsige Kunstenthusiasten des Obotritenlandes ihre Bewunderung für Dawison dadurch an den Tag legten, daß sie der „Canaille Franz" am Ausgange der hintern Bühnenfaçade mit Knitteln auflauerten, um

das Scheusal für all seine Bosheiten tüchtig durchzubläuen. Nur durch Zufall entging Dawison dieser curiosen Huldigung seines Talents, die man auch in die Zahl seiner Triumphe einrechnen kann.

Die fixe Idee, daß der böse Dämon seiner Krankheit bald weichen und ein Wiederaufnehmen der früheren Thätigkeit in kürzester Frist in Aussicht stünde, hat manche trübe Stunde des hoffnungslosen Kranken mit lieblichem Selbstbetruge gemildert. Man verfaßte sogar zu dem Zwecke Zeitungsnotizen, welche sein Wiederauftreten demnächst verkündigten. Da blitzte denn wohl für Augenblicke das alte Feuer aus den großen Augen und er sprach geläufig und warm von seinen Lieblingsrollen, bis plötzlich wieder der Redestrom stockte und der geistige Faden wie abgeschnitten schien. „O welch' ein reicher Geist ward hier zerstört" — mochte man mit Ophelia ausrufen, wenn man den einst so kräftigen, willensstarken, energischen, lebensfrohen Mann in der Matratzengruft liegen sah, wenn die Lippe irre Worte hervorstieß, deren Beredtsamkeit einst die Herzen der Welt eroberte, wenn man das erloschene Auge matt hinstarren sah, dessen glänzende Sterne einst so gebieterisch geblitzt! — Wie immer auch die Gunst und der Haß der künstlerischen Cotterien durcheinanderwogen — sein Characterbild wird in der Geschichte nicht schwanken! Freund und Feind legen den wohlverdienten Lorbeer an seiner Ruhestätte nieder und hoffentlich findet sich bald die berufene Feder, welche der Mit- und Nachwelt eine würdige Silhouette des großen Künstlers zeichnet, für deren Rahmen wir hier nur einige bescheidene Arabesken liefern wollten.

Der letzte Romantiker der deutschen Bühne.

(Hermann Hendrichs † 1. November 1871).

Und wieder ist einer dahingegangen von den herrlichsten Paladinen, welche die nobilitas der deutschen Künstlerwelt in ihr goldenes Buch geschrieben hatte, und hat das Haus des Lebens vertauschen müssen mit dem Tempel des Nachruhms, in dem sein marmorn oder ehern Abbild dem staunenden Auge des Enkels einst erzählen wird von dem, was die Geschichte seines Standes uns, den Zeitgenossen, nicht zu verkünden braucht, weil wir selbst noch Zeugen gewesen von all' den Siegen und Triumphen, welche ihm die Muse und er der Muse dankt! Die große Tafelrunde der stillen Männer da unten zählt einen der edelsten Ritter mehr, der Tempel der deutschen Kunst hier oben einen der treuesten Priester weniger!

Wer hätte vermuthet, daß der Tod sich diese Beute als die nächste ersehen werde? Ohr und Herz wollten die Trauerbotschaft gar nicht glauben. Es war, als ob die erbebende Seele aller Kunstgenossen und Kunstfreunde wie über ein sie selbst betreffendes Weh bei der unheilvollen Nachricht ausgerufen: er ist noch unser und der Tod hat noch keinen Theil an ihm! Und ein lieblicher Betrug zaubert sein Bild so lebendig vor uns hin, wir glauben die ganze Majestät seiner männlichen Schöne dahin schreiten zu sehen durch die Säulenhalle des Kunsttempels, glauben ihn am Altar zu erblicken beim Opfer der weinenden Muse, glauben seine süße Stimme zu hören, die das ewige Evangelium der wahren Kunst so oft und so eindringlich uns allen verkündigt hat! Daß die liebende Er-

innerung dankbarer Geister sein Bild so sich bewahren wird — wer zweifelt daran? Selten hat es eine Erscheinung gegeben, die so anmuthig war und so strahlend, und mit aller menschlichen Herrlichkeit angethan! Das vollendetste Bild der Mannesschöne, der herrlichste menschliche Bau voll antiker Harmonie und Grazie!

Und das Alles ist dahin — starb, wie Tersites starb, und kommt nicht wieder! Kommt so nicht wieder!

Dahin für immer Du heiterer Egmont, der Du von der süßen Gewohnheit des Daseins so ungern schiedest, du treuer Götz, du herrlich Abbild des ächt deutschen Ritters und altdeutschen Kriegers, du edler Posa, der den ganzen Idealismus jener begeisterungsvollen Sehnsucht unseres Schiller offenbarte, du biederer Tell, dessen schlichte Ursprünglichkeit und Einfachheit ein Vorbild war für den Sohn jeder germanischen Mutter, du tapferer Herzog Albrecht, du edle Adelsblüthe aus dem alten romantischen Lande! — Und ihr anderen Alle mit der frohen Miene eines beseligenden Lebensinhaltes oder mit dem schmerzlichen Zucken eines entsagenden Herzens, einer unterliegenden Seele; große, herrliche, unvergeßliche Gestalten voll Mark und Kraft, voll Gluth und Feuer, voll süßer Lieb und herben Leids seid auch ihr Alle dahingegangen wie Nebel des Herbstes, seid auch ihr dahin für immer, die wir in der Scene heiligem Bezirk so oft und so gern bewundert? Ist's möglich, daß die Fülle der Gesichte wirklich schwand — war das nur ein Scheinleben und nicht bleibende, blühendhelle Wirklichkeit, ein Abbild nur — der wesenlose Schatten eines herrlichen Künstlertraums —?! Nein — nein! Ihr seid nicht dahin! Das wahrhaft Große stirbt im Lethe nicht! Es kehrt zurück aus jenem unbekannten Lande und wie ein Grüßen kommts zurück von dem Wanderer, der von dessen Ufern selbst nicht mehr scheiden darf! Wie ein Grüßen, wie ein Traum, wie ein Zauber! Und andachtsvoll versenken wir uns in sie, süßer Erinnerung voll! Vor unseres Geistes Auge steigen sie alle wieder auf die herrlichen Gebilde des unvergeßlichen Künstlers und sein letzter Wunsch, den er fast schon im Vergehen, vom Rande des Grabes an die Zurückbleibenden richtete: „Gedenkt meiner Schöpfungen" wird sicherlich in Erfüllung gehen! Die Geschichte der deutschen Schauspielkunst wird und

muß dafür Sorge tragen, denn der Name Hermann Hendrichs kann in derselben nicht übergangen werden.

Der Lebenskalender des Geschiedenen war reich an Festtagen; er schien ein Lieblingssohn des Glückes! Seine Vaterstadt war das „heilige Cöln“, allwo der Vater als Beamter der Thurn und Taxisschen Post eine ziemlich gute Anstellung hatte. Nach seinem Willen sollte Hermann ein Sohn Merkurs werden, aber Apoll hatte schon frühzeitig stärkere Rechte an ihn geltend gemacht. Das dunkle Comtoir des alten Kaufmannshauses zu Frankfurt a. M., wo Hermann das Soll und Haben studiren sollte, war dem phantastischen Jüngling ein gar verhaßter Aufenthaltsort und so oft das Taschengeld es nur gestattete, eilte er in die lichtstrahlenden Hallen des Tempels, dessen Dienst sich seine Seele längst schon heimlich geweiht. Ein Liebhabertheater bot ihm nämlich die ersehnte Gelegenheit, sein Darstellungstalent zu prüfen. Ein guter Zufall wollte, daß Herr von Küstner, der auch später wieder entscheidend in die Carrière des Künstlers eingriff, ihn dort spielen sah und für sein unverkennbares Talent sich thatkräftig interessirte. Der Genannte war damals nämlich Intendant des Hoftheaters zu Darmstadt, das unter seiner bewährten und umsichtigen Leitung sich eines hohen Rufes in der ganzen deutschen Kunstwelt erfreute. Auf dieser Bühne machte Hendrichs seinen ersten größeren und öffentlichen Versuch. In der Rolle des „Kosinsky“ debütirte er und zwar mit solchem Erfolge, daß man ihn sofort an das Frankfurter Stadttheater berief. An diesem Institut wirkte er von 1831 bis 1837 und erhielt sehr bald alle Rollen des ersten Liebhaberfaches, für welches ihn seine wirklich blendenden äußeren Requisiten in seltener Weise qualificirten. Das Wanderleben bei kleinen Bühnen mit all seinen Entbehrungen und Verführungen lernte Hendrichs somit nicht kennen, schnell und leicht erstieg er den sonst dornenvollen Weg zum Parnaß.

Wie er in Frankfurt zum ersten Mal debütirte und Morgens zur Probe kam, begleitete ihn seine jetzt noch lebende Schwester, welche auch damals den Wunsch hatte, sich der Bühne zu widmen. Als beide die Scene betreten, räusperte sich die junge Dame und zog sofort ihr Taschentuch. „Was hast du“ fragte der Bruder. „Ach mein Gott, dieser Geruch

von Talg und Leim ist ja unausstehlich — nein, die Atmosphäre erstickt in mir mit eins alle Wünsche zur Bühne zu gehen!" — Hermann aber äußerte: „Das begreife ich nicht, mir ists wie Weihrauch vor einem Altar!" Ich habe diese Anekdote aus des Künstlers eigenem Munde. Sie ist charakteristisch genug für die schwärmerische Begeisterung des leidenschaftlichen Kunstnovizen.

Im Jahre 1857 erhielt Hendrichs einen sehr ehrenvollen und schmeichelhaften Antrag an das Hoftheater in Hannover. Hier legte er den eigentlichen Grund zu dem Repertoire, dessen Rollen ihn so berühmt gemacht, und sein Ruf und Ruhm drang durch ganz Deutschland, so daß ihm schon damals die glänzendsten Gastspielofferten von allen Seiten zugingen. Hendrichs nahm nur diejenigen an, welche er ohne Schädigung seiner hannöverschen Wirksamkeit acceptiren konnte, wie er denn überhaupt niemals sich zu jener Gastspielspeculation entschließen mochte, durch welche so mancher moderne Virtuose Ruhm und Ehre gewann. Sein echt künstlerischer Sinn verschmähte diese kaufmännische Ausnutzung seines Talentes. Jedes Gastspiel erforderte bei ihm die ruhigste Vorbereitung und die sorgfältigsten Dispositionen, welche er über das Repertoire u. s. w. selber traf. So kam er denn schon damals als gefeierter Gast an die Hoftheater von Dresden und Berlin, erntete Lorbeeren und Gold auf den Bühnen von Prag und Hamburg, und nahm die schwärmerischen Huldigungen der Wiener Damenwelt entgegen. Im Jahre 1840 ging ihm ein Ruf an das königliche Hoftheater von Berlin zu, dem er Folge leistete, obschon sich die Hoffnungen nicht realisirten, welche er in die preußische Residenz mit sich brachte. Seine Beschäftigung war nämlich nicht derartig wie sein reger Schaffenstrieb und sein glühender Ehrgeiz es wollten. So nahm er denn seine Entlassung und begab sich nach Hamburg, dessen Stadttheater dazumal unter Cornet und Mühling sich noch einmal zur früheren Blüthe aufraffen zu wollen schien. Vier Jahre lang wirkte er hier und wurde in denselben der erklärte Liebling der Hansastadt, welche bei allen Gastspielen fortan (sie fanden in späteren Jahren zumeist im Thaliatheater statt) dem Künstler stets eine wahrhaft herzliche Sympathie entgegen trug.

Inzwischen war der Gönner des Künstlers, der vorhin erwähnte

Intendant Küstner, dem die deutsche Bühne die glückliche Entwickelung manches herrlichen Talentes zu danken hat und dessen dramaturgische Wirksamkeit von einer gewissen Coterie aus persönlichem Widerwillen höchst ungerecht geschmäht worden ist, in die artistische Oberleitung des Berliner Hoftheaters berufen. Er hatte den vielversprechenden Kunstjünger nicht vergessen, dem er die Thore des Musentempels dazumal in Darmstadt erschlossen und rief im Jahre 1844 den zum Meister Gereiften abermals nach Berlin.

Jetzt begann die eigentliche Ruhm- und Glanzepoche des Künstlers. Von 1844 bis 1864 — zwanzig volle Jahre — hat Hendrichs ununterbrochen dem Hoftheater in Berlin angehört und selbst die wenigen Feinde, die der liebenswürdige Mann gehabt haben mag, müssen zugestehen, daß er in jeder Hinsicht eine der größten Zierden dieses Kunstinstituts gewesen. Daß er bei dem Gesammtpublikum Berlins dafür galt, kann Niemand bezweifeln, der in jener Epoche den Künstler auch nur einmal auftreten sah. Eine fast schwärmerische Verehrung bereitete ihm allabendlich die größten Ovationen.

Ebenso erging es ihm auf seinen Gastspielreisen. Nächst Emil Devrient hat wohl kein deutscher Schauspieler solche Triumphe gefeiert wie Hermann Hendrichs. Wir werden später, bei der Schilderung seiner artistischen Wirksamkeit und bei der Charakterisirung seiner künstlerischen Begabung die Motive finden, welche diese großartigen Erfolge, die überall sich gleich blieben, erklären.

Hendrichs hat in den zwanzig Jahren seiner Berliner Kunstwirksamkeit eins der größten Repertoire geschaffen, welches ein Vertreter seines Fachs nur ansammeln kann. Zu den oben erwähnten Glanzrollen des Künstlers führen wir noch den Wetter von Strahl (Käthchen von Heilbronn) Essex, Lord Rochester, (Waise von Lowood) (Don Cäsar) (Donna Diana) Struensee, Prinz (Emilia Galotti). Im Lustspiel war er nicht so ganz heimisch wie im romantischen Schauspiel. Am bekanntesten sind aus diesem Ressort der Doctor Hagen (in „Ein Lustspiel" von Benedix) und Garrik (in Doctor Robin). Im Verein mit einer Lina Fuhr, einer Viereck, einer Hoppe und Ida Pellet, welche die betreffenden Liebhaberinnen in den obengenanten Stücken gaben, hat Hend-

richs durch manches ruhmvolle Gastspiel die Bevölkerung fast aller größeren Städte Deutschlands entzückt und in Preußens Metropole sich einen bleibenden Platz im Herzen aller Kunstfreunde erobert.

Auf einer dieser Gastspielreisen traf er auch mit Wilhelm Kunst zusammen. Er erzählte mir diese Begegung einmal in Hamburg und schilderte mit sichtlicher Erregung den tiefen Eindruck, welchen der damals schon alternde Mime auf ihn, der im Glanz der Jugend strahlte, machte. „Es lag eine Art von Pathos in seinen grauen Haaren", sagte Hendrichs, „und ich werde den eigenthümlichen Blick nie vergessen, den er mir zuwarf, als ich mich ihm bei der table d'hôte vorstellte. Eine fliegende Röthe trat in sein welkes Gesicht. Er zerrte an seiner Serviette und sprach dann über das Wetter. Als wir uns trennten, gab er mir die Hand und sprach: „„auf Nimmerwiedersehen, junger Mann! Machen Sie es gescheidter wie ich! Sie sitzen jetzt warm und fest in Berlin — bleiben Sie dort! Denken Sie an mich, an den armen Ahasver — und bleiben Sie dort! . . .""

Man hat Hendrichs oft als den einzigsten Nachfolger von Wilhelm Kunst bezeichnet, das ist jedoch grundfalsch. Wer den Styl beider Künstler genauer kennen gelernt, wird diesen Ausspruch für irrig und oberflächlich halten. Kunst war nichts als ein Naturalist, der die Treffer seiner blendenden Requisiten mit einer gewissen Routine ausspielte. Er hatte keine Idee von dem tiefen Erfassen, dem geistigen Beherrschen einer Rolle, oder von der scharfen Selbstkritik, welche der ernst strebende Künstler braucht, um als Krone all seines Studiums den Styl zu schaffen, indem sich seine Eigenartigkeit möglichst vollendet ausprägen kann! Das Alles aber besaß Hendrichs, und zwar in hohem Maße.

Einen großen Triumph, der in der Geschichte der deutschen Schaubühne den Namen des Künstlers für alle Zeiten an einen Ehrenplatz stellt, feierte Hendrichs 1854 bei den Mustervorstellungen in München, bei denen er neben Emil Devrient, Theodor Döring, Friedrich Haase und Altmeister Anschütz mitwirkte.

Im Jahre 1864 schied Hendrichs aus dem Personal der Berliner Hofbühne und hat seitdem kein festes Engagement wieder angenommen, sondern nur gastirt. Seine Abschiedsrolle war dazumal der Tell, und

die ganze Residenz betheiligte sich an den Ovationen, die man dem scheidenden Liebling darbrachte. Warum Hendrichs ging, ist nie recht klar geworden — wenigstens nicht in weiteren Kreisen. Mir sagte ein College des Künstlers, der alte Grua, mit dem ich just in jener Conflictsperiode in Kissingen zusammentraf, daß es Gagendifferenzen seien, die Hendrichs bestimmten, abzugehen. Sein Künstlerstolz wollte sich nicht niedriger taxiren lassen, als andere zum Theil jüngere Kräfte taxirt wurden. Andere meinten, daß man von ihm den Uebergang in das ältere Fach der sogenannten Heldenväter verlangt habe. Faktisch ist, daß der General-Intendant ihm bis zum letzten Augenblick den Platz offen ließ, an dem er 20 Jahre lang so ehrenvoll gewirkt. Bekanntlich war Hendrichs auch bei Hofe ungemein geliebt, und Kaiser Wilhelm nannte ihn, nachdem er doch gegangen war, stets den „eigensinnigen Deserteur". Es würde zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle alle Orte anführen wollte, auf deren Bühnen Hendrichs in den nächsten Jahren gastirt hat. Von besonderem Erfolg war sein jedesmaliges Auftreten in Berlin, wo er fortan die Bühne des Victoriatheaters fast alljährlich und zwar vor stets ausverkauften Häusern betrat. Besonderes Aufsehen machte auch sein amerikanisches Gastspiel im Jahre 1868.

Der Künstler sprach sich mir gegenüber — da wir uns ein Jahr später in Magdeburg wieder einmal trafen — über dasselbe trotz aller materiellen und artistischen Erfolge, die er im Land des Sternenbanners errungen, ziemlich verstimmt und unzufrieden aus. Hatte ihn, den echten Aristokraten, der ganze Zuschnitt des politischen wie des socialen Lebens schon nicht angesprochen, so war er noch mehr deprimirt durch die artistischen Verhältnisse und die Stellung seiner geliebten Kunst und deren Priester in jener großen Republik.

„Mit wenig Ausnahmen", so sagte er zu mir, „ist drüben nur der Auswurf des deutschen Schauspielerstandes, und es wird eine Komödie gespielt, daß einem ein Grauen ankommen möchte! Von einem Ensemble ist nirgends dort eine Rede, noch weniger von einer nur halbwegs künstlerischen Oberleitung. Alles ist Speculation! O, mir ward oft recht elend zu Muth in diesem haarsträubenden Materialismus!"

Und in der That lagerte auf dem sonst so heiteren Gemüth des

liebenswürdigen Künstlers, mit dem ich so oft und so intim in meiner früheren Künstler-Laufbahn zusammengetroffen bin, der Reflex dieser Verstimmung noch gar sichtbarlich. Er sprach es selber aus. „Ich brauche zwei Jahre, um alle amerikanischen Reminiscenzen zu vergessen“, äußerte er. „Es sind das falsche Tropfen in meinem Blut, wie Egmont sagt!“ . . .

Wir machten dazumal — es ging dem Frühlinge zu — oft größere Excursionen in die ziemlich öde Umgegend der langweiligen Elbfestung, in welcher Hendrichs damals gastirte, während ich daselbst als Ober-Regisseur der städtischen Bühne engagirt war. Hendrichs sprach damals auffallend oft vom Sterben. Der sonst so lebenslustige Mann, der mit beneidenswerther Objectivität Alles zu genießen pflegte, erschien mir in der That gar umgewandelt, und während sein Aeußeres noch ganz wie früher im vollsten Glanz der Mannesschöne strahlte, sprach er doch oft wie ein recht lebensmüder Greis.

Ich weiß nicht, ob diese Stimmung über sein sonst so sonnenhelles Leben und sein sonst so heiteres Gemüth dauernd ihre dunkle Schlagschatten geworfen, denn ich sah den Künstler leider nicht wieder. Er bat mich, ihm eine kleine Biographie zu schreiben, eine größere illustrirte Zeitung wollte sein Bild bringen. Ich sagte es zu und er versprach mir alsdann das nöthige Material zu schicken. „Mir ist“, sagte er bei dieser Gelegenheit mit einem wehmüthigen Lächeln, das ich nie vergesse, „als ob ich eilen müßte, der Welt von mir Erinnerungen zu geben, die dauernder sind als die Bühnenschöpfungen. Solch ein Bild bleibt ein wenig länger, bis die Motten es fressen!“ . . . . . Das waren Aeußerungen, wie ich sie nie von ihm vermuthet noch erwartet. Das klang so ganz anders, wie der Hendrichs von ehedem sprach!

Dieser düsteren Stimmung entsprach u. a. auch ein Vers, den er mir auf die Photographie schrieb, welche ich erbeten. Er war aus einem Herbstlied eines bayerischen Dichters, Carl Woldemar Neumann:

„Ich hör ein Vöglein singen
In dem Wald.
Weh mir, wie bald
Muß ich wandern ohne Aufenthalt,
Ueber Berg und Thal mich schwingen!“

Als ich dieses Citat las, erlaubte ich mir eine Interpellation und machte ihm ernstliche Vorstellungen über diese, seinem ganzen Wesen heterogene Stimmung.

„Schelten Sie mich abergläubisch", sagte er nach einer Weile, „aber mir ist zu Muth wie dem Appiani in Emilia Galotti. Ich weiß selbst nicht, worüber meine Schwermuth brütend sitzt — um mit Hamlet zu reden — ein schwerer Traum hat mich in diese Melancholie gejagt, den ich auf der Rückreise aus Amerika auf dem Schiffe hatte."

„Wie — ein Traum?"

„Ich verdiene dieses spöttische Lächeln — ich schlage es über mich selbst auf — und doch kann ich die trübe Erinnerung daran nicht bannen! . . . . Es war in einer Nacht, da ich gar nicht einschlafen konnte. Ich sah das Licht über mir hin- und herschwanken in der Glaskugel und hörte den Ruf der Matrosen bis gegen Mitternacht. Endlich kam ein unruhiger Schlaf über mich, so ein halbes Wachen mit Traumgesichtern, die sich schnell ablösten und zwischendurch ein Nachsinnen bei offenen Augen gestatteten. Und in solchem Traumbild war mir, als senke sich ein großer Baldachin, ein Trauerflor über das ganze Schiff, wie über einen riesigen Sarg und — — doch nein, es ist zu kindisch! Niemand soll's erfahren! — Ich werde schon fertig werden mit der lächerlichen Geschichte! Man kann ja Alles vergessen, wenn man will!"

Er strich das Haar zurück aus der Stirn und versuchte zu lächeln.

Ich glaube dem todten Meister gegenüber keine Indiscretion zu begehen, wenn ich diese kleine Episode an dieser Stelle wahrheitsgetreu wiedererzähle.

Hendrichs wohnte, seit er Berlin verlassen, den Sommer über stets in seiner Villa zu Jugenheim am Rhein, welche er sich mit dem ihm eigenen feinen Geschmack und im modernsten Styl eingerichtet hatte. Von dort empfing ich seinen letzten Brief, der jedoch nur eine kurze Notiz enthielt über eine Auskunft, die ich von ihm begehrte und die Andeutung, daß er ein Theater übernehmen wolle. Von diesem Plane hatte er schon früher mit mir gesprochen. Ich widerrieth ihm dieses Vorhaben stets und theile, so weit ich Hendrichs kennen gelernt, durchaus nicht die Ansicht Derer, welche glaubten, daß das von ihm einen Monat vor seinem Tode übernommene Victoriatheater einer neuen Aera ent-

gegen gegangen wäre. Hendrichs war nicht aus dem Holz, aus dem man gute Directoren schnitzt. Er verstand weder zu organisiren noch zu disponiren. Uebrigens war's, ich möchte fast sagen: eine Ironie des Schicksals, daß er, der letzte Romantiker der deutschen Bühne, als Director eines Theaters sterben mußte, welches stets der von ihm so gehaßten materialistischen Speculation gehuldigt und dessen Repertoire mit Ausnahme der Hendrichs'schen Gastspiele nur seichte Ausstattungspossen reproducirte. Wie er zu diesem unglückseligen Entschluß gekommen — wer mag's sagen. Glücklich wäre er unter der Dornenkrone dieser Direction nicht geworden und wer weiß, ob die Stacheln derselben ihm nicht die letzten Lebenstage noch verbittert haben! Am 21. October betrat er zum letzten Male als Don Ramiro in der „Schule des Lebens" die Bühne.

Am 1. November erlöste ihn der Tod von den kurzen aber schrecklichen Leiden einer unheilbaren Krankheit. Die schwarzen Pocken hatten ihn sich zum Opfer erkoren und in wenig Tagen war das schauerliche Werk der Verwüstung vollendet und der herrliche Mann völlig der Auflösung des ganzen noch vor Kurzem so urgesund scheinenden Organismus rettungslos überliefert. „Ich sterbe gern", flüsterte er zu seiner Umgebung — „aber ach, das Leben war doch so schön!" . . . Muthig und gefaßt trat er dem letzten Feinde in diesem Lebenskampf entgegen, und war im Sterben, was er so oft auf den weltbedeutenden Brettern schien, ein wahrer Held! Ein sanfter Schlaf trug ihn endlich in die Arme des Zwillingsbruders, und der Genius seines Lebens senkte die erlöschende Fackel!

Es ist von dem Leichenbegängniß des Künstlers und der peinlichen Scene am Grabe vielfach in den Zeitungen die Rede gewesen; man hat vom mittelalterlichen Zelotismus gesprochen und die ungemessensten Anklagen wider den katholischen Priester geschleudert, der die Einsegnung und das Gebet (den Satzungen der Kirche gemäß) verweigern mußte, weil der Dahingeschiedene ohne die letzte Oelung von hinnen gegangen. Sogar die politischen Blätter haben sich mit dieser Scene lebhaft beschäftigt. Ich für mein Theil muß offen und ehrlich bekennen, daß ich den ultramontanen Organen in diesem Fall Recht gebe, die da sagten:

„wer die Kirche im Leben entbehren zu können vermeint und diese niemals gesucht hat, der muß sie auch im Tode und nach demselben entbehren können", und glaube, daß die Manen des Künstlers, der als höchstes Glaubensbekenntniß stets geäußert: „Die Kunst ist meine Religion", vollauf befriedigt waren, daß nur die Priester der Musen seinen Grabhügel weinend umstanden!

Der Sarg versank unter den Tönen des Gesanges „Jesus meine Zuversicht". Lorbeerkränze schmückten ihn. Selbst die Ferne hatte solche gesendet. Die Spitzen der Kunst und Wissenschaften Berlins umstanden die Gruft. Alle Theater der Hauptstadt hatten zum Leichenconduct ihre Abgeordneten geschickt. Ganz Berlin schien Trauer angelegt zu haben bei dem Heimgang seines Lieblings, und bis zur späten Abendstunde ward der Friedhof nicht leer von Freunden des Geschiedenen, die den frisch aufgeworfenen Hügel mit ihren Trauerkränzen schmückten! —

Wir müssen der vorstehenden Schilderung des äußeren Lebensganges noch Manches hinzufügen, um ein halbwegs getreues Portrait von Hermann Hendrichs zu liefern. Der Mensch wie der Künstler in ihm verdienen und beanspruchen noch eine tiefer gehende Betrachtung. Selten haben Beide sich so homogen entwickelt, wie es bei ihm der Fall war. Man hat oft gesagt: unsere Zeit bilde wohl Talente, aber sie entwickele keinen Character. Wahr ist's, daß beide selten nur sich zusammen finden in einer und derselben hervorragenden Persönlichkeit. Das gilt zumal für die Künstlerwelt, und in dieser wieder zumeist von den Bühnenkünstlern. Diese pflegen ihrer Character-Entwickelung die wenigste Mühe zuzuwenden und ebenso wie die vielfachen Versuchungen, die ihre heitere Welt ihnen bereitet, mag wohl auch der Beruf selbst und seine innersten Forderungen davon ablenken. Zielen diese doch lediglich darauf ab, stets den Schein eines anderen Characters zu heucheln, als den, welchen das Individuum selbst als festen Pol in sich gesetzt, und um welchen sein ganzes Sein und Wesen wie die Ringe des wachsenden Baumes sich in seiner Fortentwickelung schließen soll. Diese Rundschau nach Außen verhindert den Einblick in das Innere, das ewige Studium des Fremden, das Studium des Eigenartigen.

Alles Individuelle ist dem Künstler nur Material, die belebende

Seele giebt des Dichters Wort und Bild, und beide fordern ewig Züge, die dem eigenen Gesicht wie dem eigenen Character fremd sind! Immer empfängt er seine Impulse von Außen, alles was er spricht, hat ein Anderer für ihn zurecht gedacht, und was er empfinden soll, ist ihm vorgeschrieben von einem fremden Gefühl, dem er das seinige unterordnen muß. Wie vermag er bei einem solchen Beruf selbstständig und eigenartig das zu entwickeln, was wir oben seinen festen Pol genannt? Wahrlich, dazu gehört eine eiserne Energie, welche sich nicht genug gethan zu haben glaubt, wenn sie nur an ihrer künstlerischen und nicht auch an ihrer individuellen und moralischen Entwickelung gearbeitet hat. Und eine solche besaß Hendrichs unbedingt und Jeder, der ihn kannte, hat ihm diese Anerkennung ungeschmälert gezollt, und um so lieber, weil dieser strenge und ernste Character gar so wohlgefällige Formen hatte. Von ihm galt so recht das schöne Wort aus Wallenstein, welches der schwedische Hauptmann von Max Piccolomini rühmt: seiner Sitten Freundlichkeit! Und diese von Innen herausströmende Heiterkeit des ganzen Wesens documentirt zur Genüge, daß er jene schöne Harmonie in sich hergestellt, die das Endresultat ist all unserer Bestrebungen nach intellectueller und moralischer Vervollkommnung und daß in ihm jener innere Abschluß und jenes geistige Fertigsein glücklich erzielt sei, das die Krone alles individuellen Daseins genannt werden muß!

Seine Psyche war besonders stark in dem, was man gemeinhin Herz und Gemüth nennt, sein Fühlen tief und warm, seine Phantasie reich und glühend.

Selten ist wohl ein Künstler so treu dem Goethe'schen Worte gefolgt, welches für diesen auch im Leben die würdigsten Umgebungen fordert, und Hendrichs brauchte dabei nicht zu fürchten, daß sein inneres Sein Schaden leiden werde durch diesen Cultus des schönen Scheins, dem er so viel geopfert und der an ihm oft so falsch ausgelegt worden ist. Sprichwörtlich bekannt war in Berlin die Ausstattung seiner Gemächer, deren Styl bis zum kleinsten Geräth an die historischen Epochen erinnerte, deren Helden er am liebsten auf der Bühne verkörperte.

Das war nicht kunstliebhaberischer Dilettantismus, kein reclamistisches Kokettiren — das war seinem innersten Wesen entsprossen! Nur Neider

oder oberflächliche Beurtheiler mochten also darüber spotten, wenn er Wochen lang in den alten bayerischen Reichsstädten lebte, um dort alterthümliches Holzgetäfel, geschnitzte Meubles, alte Bilder, Teppiche und Geräthe, Tapeten und Krüge anzukaufen für seine Wohnung in Berlin, deren Kunstschätze bei seinem Abgang von dem dortigen Hoftheater leider versteigert und dadurch auseinander gerissen wurden.

Wir haben Hendrichs an der Spitze dieser Zeilen den letzten Romantiker der deutschen Bühne genannt und sind darüber unseren Lesern noch eine Erklärung schuldig. Wir geben sie hier, da wir überhaupt zur Characteristik seines künstlerischen Wirkens übergehen.

Dieselbe läßt sich schwerlich kurz abthun mit irgend einer Classification aus dem Handwörterbuche der Dramaturgie, deren Schlagworte heut zu Tage so unendlich viel nachgebetet werden. Es eint sich in Hendrichs Idealismus und Realismus. Er steht in der Mitte zwischen Devrient und Dawison. Am meisten innere und äußere Aehnlichkeit mag er mit Eßlair und Baison gehabt haben; Letzteren überragte er in jeder, Ersteren in mancher Beziehung. Seine künstlerische Individualität hat ihn zumeist auf die rhetorischen Heldenfiguren der romantischen Dichter hingewiesen, für die er zudem eine Repräsentation besaß, wie selten Jemand! Ihm stand der goldene Harnisch des Herzogs Albrecht so gut, wie das Sammetwams des Posa, der faltige Rock des Faust, wie das griechische Gewand des Hämon!

Ein Grundzug echt deutschen Wesens — grade wie bei Schiller, wenn auch nicht diesem völlig congenial — reflectirt in all' seinen von echt poetischem Hauche umflossenen Bühnenschöpfungen. Ein Jeder fühlte bei seinem Tell und Posa, daß die glutherfüllten Reden nicht blos auswendig gelernt und mit gemachter Begeisterung declamirt seien, sondern daß des Künstlers tiefstes Gemüth sich aufwühle in dem leidenschaftlichen Strom dieser bezaubernden Rhetorik, daß sein Geist erfüllt sei von all' dem Sehnen und Träumen unserer großen Dichter, daß sein Herz mitfühle mit seinem Volke, dessen romantische Helden er nur aus diesem Grunde so sympathisch demselben reproduciren konnte, daß der Künstler endlich die ethische Mission seiner Kunst in unmittelbarste Beziehung gesetzt zu dem, was die gesammte Nation erstrebte und erzielte! So

durfte er denn auch als ein berufener Priester der Muse die Prophezeihungen verkündigen, die unsere Dichter uns zugerufen von alten Tagen her. So ist er auf's innigste verwandt mit jenen der romantischen Schule keineswegs so entwachsenen Poeten, welche im Sturm und Drang des jungen Deutschlands von jenen Idealen zuerst gesagt und gesungen, die der Geist der Geschichte jetzt endlich hat Wirklichkeit werden lassen!

Und warum ist er der letzte Romantiker?

Weil jetzt kein Poet mehr erstehen wird, der den Hippogryphen satteln läßt in's alte romantische Land! Weil die Zeit der Verheißungen zu Ende ist und die Zeit der Erfüllung begann! Die Mission jener Dichter ist vollendet; sie brauchen keine Nachfolger mehr!

Wohl ihm, daß er sich nicht überlebte, denn verhehlen wollen wir nicht, daß allbereits jene politische wie künstlerische Epoche, in welcher er wurzelte, ihre reifen Früchte langsam zu Boden fallen läßt um andern Trieben und neuern Blüthen Platz zu machen. Und so fiel die Abendröthe seines Lebens fast zusammen mit der, welche den großen Tag der Verheißungen schloß!

Ruhe sanft! — Nicht einsam wirst Du drunten sein. Siehe, geliebte Schatten winken Dir vom jenseitigen Ufer und grüßende Stimmen tönen vom nebligen Strand Dir entgegen! Verwundert schier blickt Charon auf, da Du in den unter Dir schwankenden Nachen steigst und Deine verschwenderische Hand den Obulus hundertfach entrichten will. Und ein Flüstern und Schauen überall, da Du vorüberfährst, denn sie sahen keinen Sterblichen, der Deinem edlen Schatten gleicht und vermeinen wohl, es sei einer, der zurückgeblieben aus großen vergangenen Zeiten! Und nun, da der Nachen anlangt am Ufer, von dem kein Wanderer wiederkehrt, nun reicht Dein Seydelmann die Hände Dir entgegen und ruft: „Sei gegrüßt!"

Graf Hahn und der alte Baudius.

Erinnerungen an zwei Verschollene.

Diese Geschichte spielt vor vielen vielen Jahren und beginnt in der guten alten Hansastadt Hamburg an der Elbe. Die „Künstlerkneipe“ am Gänsemarkt, sonst ein Tummelplatz des Witzes und der guten Laune, war vereinsamt, denn das Stadttheater feierte, weil es sich für die nahe Wintersaison baulich in Stand setzte. So saß ich um die Mittagszeit mit meinem Freunde Georg Starke *) und einem jungen Doctor der Philosophie, der sich für die Bühne und noch mehr für die Bühnenkünstler interessirte, ziemlich mißmuthig vor einem Glase Wein, die Unterhaltung stockte und versiegte zuletzt gänzlich. Da trat Starke mit dem Vorschlage heraus, einen Ausflug ins Hannöversche zu unternehmen, wo er eine Dorfschaft wisse, in welcher eine kleine Wandertruppe unter der Direction eines curiosen Impresario, dessen Bekanntschaft zu machen, den Weg vollauf verlohne, Vorstellungen gäbe. Wir waren einverstanden und machten uns sofort auf. Durch den Mastenwald des Hafens steuerte uns ein hanseatischer Gondelier. Drüben breitete das alte Welfenreich seine endlosen Getreidefelder aus, dazwischen hin und wieder ein Dorf mit strohgedeckten Häusern nach uralter sächsischer Art. Ein Wagen fand sich und Starke's Witz — o er war um mit Hamlet zu reden: ein Bursch von unendlichem Humor — kürzte uns den Weg. Endlich kam das Dorf in Sicht.

*) Vor mehr als zwanzig Jahren einer der beliebtesten und populärsten Bühnenkünstler in Hamburg und Verfasser mehrerer recht effectvoller Possen.

Wir erblickten hinter den Wipfeln der Pappelallee einige Strohdächer und die Zuckerhut-Düte eines Kirchenthurmes. Im Wirthshause erfuhren wir, daß für diesen Abend zum Benefiz des Komikers Brüllhaase Schillers „Räuber“ angekündigt wären und ein Singspiel nach dem Französischen. Das Theater befand sich in einem Gartensalon hinter dem Wirthshause, welches die altbekannte Firma: „zum rothen Ochsen“ führte. Bei diesem hatten Thalia und Melpomene also Quartier genommen und — wie der Kellner erzählte — bereits drei Wochen lang die biederen Bauern „ganz verdeubelt amusirt“. . . .

Wir erhielten noch Vorderplätze und saßen dicht hinter den sechs ehrsamen Bierfiedlern, welche so etwas wie eine Ouvertüre spielten. Nun flog der Vorhang, just wie's der Mond einst sah in dem Andersen'schen Märchen, acht ganze Fuß in die Höhe und entzog unseren Blicken die Darstellung einer paradiesischen Ansicht, in welcher zwei nackte Personen sich der schuldlosen Daseins-Epoche Adams zu freuen schienen, um uns ein Gemach im Gräflich Moor'schen Schlosse aufzuthun, in dem wir die Canaille Franz und den Raben Herrmann sahen. Das wich von dem üblichen Texte Schillers doch etwas ab.*) Sollte man hier vielleicht eine Uebersetzung von dem Benefizianten Brüllhaase geben? . . .

Wir hörten und staunten; erst in der zweiten Scene erschien der alte Graf Moor. Der Dialog emancipirte sich aber auch hier vom Original; wir erkannten das Stück nicht wieder.

Nach dem ersten Acte führte uns Freund Starke durch ein mit Georginen und Johannesbeersträuchern bewachsenes Gärtchen zur hinteren Façade des Saales, in welchem „Comödie“ gespielt wurde. In einer hinter derselben belegenen, gegen die Unbill der Witterung kaum geschützten Kegelbahn befand sich die Garderobe. Auf einer umgestürzten alten Gartenbank stiegen wir durch ein ausgehobenes Fenster auf die Bühne und zwar dicht hinter den Prospect, welcher auf der vordern

*) Thatsächlich. Die curiose Bearbeitung erschien 1783 in Berlin bei Fr. Maurer von einem Ungenannten und mit dem Beisatz: „für die Berliner Bühne bearbeitet“. Von den vielen neuen Erfindungen des phantasiereichen Bearbeiters sei u. A. angeführt, daß Karl Moor zum Schluß des Dramas von Schweizer erdolcht wird! —

Seite das Schloß des Grafen Moor, auf der hinteren die böhmischen Wälder darstellte.

Ein alter Herr, steif und gravitätisch, in einem langen; mit hellen Metallknöpfen versehenen Oberrocke, empfing uns hier mit der keineswegs liebenswürdigen Frage: „was man hier zu suchen habe?“ Es war so der rechte Wachtmeisterton und in der That, der struppige Schnurrbart und die festen, ehernen Züge des verwitterten Gesichtes vervollständigten eine Maske, wie wir sie öfters wohl schon bei einem Schlagbaum oder an dem Accisefenster einer Thorwache wahrgenommen.

„Wir suchen Sie, lieber Director. Hier meine Freunde (er stellte uns vor) und ich haben eigends einen Ausflug gemacht, um Sie zu besuchen.“

Der alte Herr richtete sich noch einmal so stramm und steif auf, ein Lächeln befriedigten Ehrgeizes flog über das gelbe Gesicht.

„Ich bedaure nur,“ sagte er, „so verwöhnte Freunde der Muse so gar kläglich aufnehmen zu müssen. Meine Spieler möchten noch angehen, aber mein Fundus ist gar erbärmlich. Aber glauben Sie nicht etwa, ich besäße nur diese Lumpen und Lappen! O nein! Aber in dem niedrigen Saale lassen sich ja gar keine von meinen Decorationen verwenden! Die Bühne ist ja so erbärmlich klein, daß ich nicht einmal den Karl Moor zu Pferde erscheinen lassen konnte, und ich bitte Sie, lieber Starke, was ist die beste Vorstellung der „Räuber“, wenn Karl Moor nicht hoch zu Roß kommt? Ah, da hätten Sie den Wilhelm Kunst bei mir sehen sollen, als ich in Schleswig das Theater hatte! Das waren noch schöne Zeiten! Wir waren noch jung und — hatten noch Geld!“

Er strich mit der Hand, die ein ziemlich verbrauchter Glacéhandschuh deckte, über die Stirn; es lag ein eigenthümliches Pathos in seinem Tone und ich sah es feucht aufschimmern in den tiefliegenden dunklen Augen des alten Mannes. Wahrlich, so hatte ich ihn mir nicht vorgestellt, den einst so reichen Mäcen der dramatischen Kunst, den Grafen Karl Friedrich von Hahn-Neuhaus, der seiner Theater-Manie neunundneunzig Rittergüter opferte! Freilich war sein Stern längst gesunken.

Und doch konnte er der Lust nicht entsagen, Theater-Director zu sein, sei es auch nur bei einer so elenden, herumziehenden Wandertruppe. Seine Aeußerung über die Erscheinung des Karl Moor zu Pferde war übrigens bezeichnend genug für die ganze innere Richtung dieses seltsamen Mannes, der eben nur von dem äußeren Schein der Schauspielkunst angezogen war und von ihrem eigentlichen Sein, ihren höheren Zwecken und Zielen nie viel geahnt hat. Der Graf hielt das Soufflirbuch des Stückes in der Hand (er hatte in der That das Amt eines Soufleurs für diesen Abend übernommen!) und ich bat ihn, mir doch einen Einblick in dasselbe zu gestatten.

„Man giebt bei mir das Stück ganz so wie in Berlin“, sagte der Graf mit einem gewissen Stolz. . . . Meine Einwände gegen diese kühne Bearbeitung ließ er nicht gelten; für ihn war es maßgebend, daß man das Stück in Berlin so darstellte und er schien über diese Wendung des Gesprächs in das literarisch-dramaturgische Gebiet überhaupt nicht sehr angenehm berührt zu sein. Er empfahl sich und wollte uns nach der Vorstellung in der Gaststube treffen. Jetzt hatte er freilich auch alle Hände voll zu thun. Hier galts dem Theatermeister bei dem Umhängen der Decorationen zur Seite zu stehen, dort mußten einige Statisten geschminkt werden, dem Herrmann fehlte der Korb mit dem Diner des alten Grafen und Brüllhaase wollte den Leuchter sehen, mit dem er die Wahnsinnsscene spielen sollte. Der Graf war überall und besorgte jedwede Kleinigkeit mit dem Eifer und der sichtlichen Lust eines Mannes, der so recht in seinem Elemente ist. Ich dachte unwillkürlich an seine einst so weltfrohe Tochter, die Gräfin Ida Hahn-Hahn! Was hätte sie wohl gesagt, wenn sie den hochgeborenen cher papa hier gesehen, wie er höchst eigenhändig einem hannoverschen Bauernbengel das Gesicht schminkte und die qualmenden Oellampen putzte, welche die ölfarbige Herrlichkeit dieser elenden Dorf-Comödianten beleuchteten! Und — er fühlte sich so glücklich trotz alledem und alledem! Ein großes Kind, dem man sein Spielzeug nicht nehmen darf und sei es noch so abgenützt und fadenscheinig!

Von den übrigen Mitgliedern nahm außer dem alten Darsteller des Daniel, welcher die Aemter eines Inspicienten und eines Regisseurs

in sich zu vereinigen schien, nur ein Schwesternpaar unser besonderes Interesse in Anspruch. Die Aeltere, eine hübsche Blondine, gab die Amalie, und zwar nicht übel. Ihr Gesicht hatte hübsche Züge und ihr Auge blickte sinnig. Ich fand sie nach einem Decennium bei einem Hoftheater wieder, dem sie noch angehört. Freilich — Amalien spielt sie nicht mehr! Sie hat sich durchgerungen bis zum Ziele ihrer Wünsche und mir war's damals schon, als hätte ich das prophezeihen können. Es giebt eine fatalistische Signatur in der Coulissenwelt. Man sieht sie in dem Blitzen des Auges, wenn die Novizen von ihrer Zukunft reden. Freilich, bei Vielen bleibts bei dem, was sie versprechen. Der Gott in ihnen stirbt zu früh — oder sie werfen sich in den Staub der Welt und verkommen im lustigen Elend. So war das Loos der zweiten Schwester. Ich mag den wohlbekannten Namen nicht nennen. Sie war dazumal die Soubrette jener Wandertruppe und in allem der Gegensatz zur sinnigen strebsamen Schwester. Sie sollte in dem Singspiel auftreten, welches Graf Hahn nach Schillers „Räuber" als Dessert auftischte. Ihr Costüm war äußerst indecent — just wie ihr Dialog, und unbewußt citirte sie ein Wort der Ninon de Lenclos, als unser Doctor ihr ein Compliment machte.

„Das verstehe ich nicht", sagte die hübsche Brünette, „weßhalb sprechen Sie so in — Arabesken? . . . Grad' heraus! Ich liebe das Decolletirte in der Unterhaltung!" . . .

„Wer sollte es bei Ihnen nicht lieben", gab der Doctor zurück. Sie lachte; Brüllhaase auch, der dabei stand . . . Wir wendeten uns ab.

Vor zwei Jahren sah ich die Brünette wieder. Sie war elend, und häßlich und alt geworden. Sie stand neben dem Portal des Hoftheater von X. und verkaufte — ich weiß nicht was. Ich ging an ihr vorüber mit einer einstigen Fachcollegin; sie kannte die Aermste und nickte ihr zu und warf ihr ein Geldstück in den Schooß. Im Vorbeigehen nannte sie mir den Namen und erzählte mir die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Dabei machte sie die Miene des stolzen Mitleides, das solchen Umschwung nicht fassen kann und wer weiß? — Blick sie nur recht an!

„Feil hat sie Rettig und Rapunzeln,
Das alte Weib, ich seh' ihr zu;
Ich sehe unter ihren Runzeln
Die Schönheit — sie war schön wie Du!

Die Alte bläst in's Kohlenbecken,
Es sprüh'n die Funken und sie lacht,
Die kleinen Flammengeister wecken
Erinn'rung mancher Liebesnacht.

Sie seufzt, ihr rothes Aug' wird trüber,
Es zittern ihre alten Kniee —
Geliebte, geh'n wir rasch vorüber,
Sonst denk' ich: Du wirst einst wie sie!“

Die Vorstellung ging vorüber, wie eben Alles vorübergeht. Wir gähnten bald und lachten dann wieder. Das Singspiel warteten wir nicht ab. Wir ließen uns ein besonderes Zimmer geben und erwarteten den Director. Das alte Factotum kam früher als sein Chef. Dieser mußte noch Gagen auszahlen! Es gab also wirklich Gage unter dem Grafen Hahn, denn der alte Daniel war kein Mann des Lugs und Trugs! Eine ehrliche alte Haut, so recht ein Comödiant aus der alten Schule und der alten Zeit. Er war seit vielen Jahren bei dem „gnädigen Grafen“ und gab uns über die theatralische Carriere desselben manchen Aufschluß. Der Wein löste ihm ohnehin die Zunge. So wohl war's dem armen „Menschendarsteller“ gewiß lange nicht gewesen.

„Es war in Schleswig, wo ich zu ihm kam“, erzählte er, „O, meine guten, lieben Herren, wenn Sie damals den gnädigen Grafen gesehen hätten, sie möchten ihn kaum wieder erkannt haben. Jetzt ist er nur sein eigener Schatten noch! Damals gab er's noch groß und der Herr Wilhelm Kunst fuhr vierspännig mit ihm durch die Stadt. Die Schleswiger sagten selbst: die Herzöge hätten nicht so lustig und so nobel gelebt wie unser Director! Alles, was einen Namen hatte in der Künstlerwelt, kam, um zu gastiren, und wir zahlten oft dreimal mehr Honorar, als die Einnahme betrug! Und dazu noch die Geschenke! Kein Fürst schenkt so! Man mußte das mit eigenen Augen sehen, um

zu wissen, wo die neunundneunzig Rittergüter hingekommen sind. Auch in Lübeck, wo der Graf drei Jahre lang das Theater hatte — bis Anno 24 war's, irre ich nicht — gings anfänglich großartig im alten Styl. Nichts war zu theuer! Costüme, Decorationen, wie bei einem Hoftheater! Ich erinnere mich noch an die Ausstattung der „Jungfrau von Orleans"; in dem Zuge machte der gnädige Herr einen Erzbischof und sein Costüm kostete tausend Thaler. Aber die Acteurs waren nicht besonders. Uebrigens kam man von Seiten der Einwohnerschaft dem Grafen wenig entgegen. Es stand schlimm um das Theater in der alten Trave-Republik; die Herren Kaufleute und Krämer waren gar knauserig und da brach die Geschichte endlich zusammen. Unser Graf bekam sogar Stubenarrest in seinem Hotel. Er stand dazumal schon lange unter Curatel. Ich meine, seit seinem 26. Lebensjahre. Er hatte nur noch eine Jahresrente von sechstausend Thalern behalten. Die wurde ihm damals auch entzogen und er behielt nur einen geziemenden Unterhalt in dem Gasthofe, wo er „brummen" mußte. Aber — glauben Sie, er ließ darum das Theater und die Schauspieler? . . . Er stellte sich unwohl, lebte von Milchbrödchen und Wassersuppe, bis er eine ziemlich bedeutende Berechtigung an Speisen und Getränken so sich angesammelt, um dann — die Herren Acteurs einladen und tractiren zu können.

Als die fatale Geldangelegenheit in Lübeck endlich geordnet war, strich der Graf in Mecklenburg, Holstein und Pommern umher als Director von Wandertruppen. Damals ging's dem Ahasverus schon recht schlecht, und ich weiß, daß wir uns oft hungrig zu Bette legten. Dann kam wieder einmal eine kleine Erbschaft, und gleich suchte der Graf um eine größere Concession nach und schaffte einen möglichst luxuriösen Fundus an. Für sich selbst brauchte er stets blitzwenig. Ich sah niemals einen Mann so mäßig und von so einfachen Bedürfnissen. In den dreißiger Jahren durchzogen wir (denn ich war stets an seiner Seite) das mittlere Deutschland. In den kleinen Residenzen Altenburg, Meiningen, Rudolstadt nahm man uns theilweise recht gut auf, und da hatte der gnädige Herr denn gleich wieder Oberwasser und brachte die pompösesten Ausstattungsstücke, bis das Vergnügen dem Hofe zu theuer

wurde. Dann gings zu den Stadttheatern zurück. O, wir hatten damals noch ganz respectable Bühnen: Chemnitz, Erfurt und Magdeburg.

Diese Wanderfahrten von Ost nach West (gen Süden kam der gräfliche Director eigentlich gar nicht) schlossen ab mit dem Jahre 1837. Ich erinnere mich noch ganz gut wie der gnädige Herr in Altona plötzlich erkrankte. Er, der niemals auch einen Tag das Bett gehütet, mußte den ungeduldigen Geist in der Krankenstube durch ein Kinder-Geduld-Spiel beschäftigen. Das Geschäft ging dabei rückwärts, Niemand wußte, wer Koch und wer Kellner sei und gegen Neujahr wurde die Gesellschaft aufgelöst. Da saßen wir denn mitten im Winter ohne Engagement. Wir wußten, daß unser Director mittellos sei wie wir selbst und trugen es ihm nicht nach. Ja, als der Graf fünf Jahre später wiederum die Werbetrommel schlagen ließ, um eine Gesellschaft zu sammeln, da kamen wir fast Alle wieder so zusammen, wie wir damals auseinander gegangen waren. So groß erwies sich die Anhänglichkeit der Mitglieder an den alten Director. In Wahrheit, es herrschte immer ein ganz familiäres Leben bei unserer Truppe und der Herr Graf wußte durch sein leutseliges Wesen und durch seine Großmuth Alle für sich einzunehmen. Von sogenannten „Sultanslaunen“ war niemals bei ihm etwas zu spüren; er war gutmüthig wie ein Kind und theilte mit dem Bedürftigen den letzten Groschen. Das ist keine Uebertreibung, meine Herren. Es ist buchstäblich wahr. Wir lebten bei ihm wie in den alten Zeiten, von denen ich noch dunkle Erinnerungen aus meiner eigenen Jugend und lebhaftere aus den Erzählungen meines guten Vaters habe. Der war noch ein Hanswurst von Gottes Gnaden, ihr Herren!“

Wir lachten laut auf. Aber Krüger meinte es ernsthaft und seine Erzählung gewann ein historisches Interesse. War der alte Herr doch im Stande, uns eine Schilderung des Comödiantentreibens aus dem vorigen Jahrhundert zu geben, hatte sein Vater doch fast alle die verschiedenen Masken jener extemporirten Comödien und Burlesken durchgeführt, welche seit Lessing und Gottsched erst von der deutschen Bühne allmählig verbannt werden konnten. Ja, Krüger selbst hatte im

Jahre 1786 noch den tollen Gesellen mit dem grünen Hute und der Peitsche gesehen. Es war in Braunschweig, wo eine Truppe den Versuch noch einmal wagte; aber die gänzlich außer Cours gesetzte Figur wurde mit faulen Aepfeln und Eiern davongejagt. Damals hatte die Haupt- und Staatsaction noch festen Fuß, doch bei den besseren Bühnen war schon die „regelrechte Comödie“ auf dem Repertoire.

Das Gespräch verlor sich ins Breite. Mittlerweile kam auch der gräfliche Director. Er sah recht heiter aus und schien überaus glücklich, daß er seinen Mitgliedern die volle Gage hatte auszahlen können. Er bestellte sich ein Glas Milch, die ihm von Starke offerirte Cigarre schlug er aus. Wir bemühten uns indessen umsonst, ihn gesprächig zu machen. Er blieb wortkarg und einsylbig und wurde nur einmal lebhaft, als Starke von der neuen Ausstattung der Auber'schen „Stummen von Portici“ sprach, die im Hamburger Stadt-Theater im vergangenen Winter Sensation gemacht. Er fragte nach jedem Detail der Decoration und des Arrangements. Zumal die letzte Scene mit dem Ausbruche des Vesuv schien ihn sehr zu interessiren und ich gestehe, daß er viel Phantasie an den Tag legte in dem Bilde, welches er sofort von dieser Schlußscene nach seiner mise-en-scène entwarf. Wer jedoch die Hauptparthie gesungen, danach fragte er nicht, sondern nahm die Gelegenheit wahr, um uns von den glänzend ausgestatteten Balleten zu erzählen, die er in der Vorstadt St. Pauli bei Hamburg mit der Kobler'schen Tänzergesellschaft aufgeführt. Sein Auge leuchtete, als er uns erzählen konnte von den so und so viel Statisten in rothen Sammt-Tuniken und all' den Cascaden mit sprühendem, natürlichem Wasser, und den neuen Beleuchtungs-Effecten und den reichgeschirrten Pferden, welche die Aufzüge ausgeschmückt.

Es war diese Periode gleichsam das letzte Aufflammen seines Lebenssternes. Die Herrlichkeit dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn bald (1843) schlossen ihm die zahllosen Gläubiger die Kasse und sein Sohn, der längst inzwischen das Majorat angetreten, mußte den verschuldeten Papa mit einer enormen Summe auslösen.

Wir fragten nach dieser und jener berühmten Erscheinung aus der Coulissenwelt, in der Hoffnung, damit Anknüpfungspunkte zu eingehen-

deren Mittheilungen zu gewinnen. Graf Hahn kannte alle Koryphäen der Oper und des Schauspieles. Die meisten hatten bei ihm irgendwo einmal gastirt, aber er schien über die künstlerische Bedeutung, sowie über die specielle und individuelle Begabung der Einzelnen durchaus kein tieferes Urtheil gewonnen zu haben. Eßlair und Wilhelm Kunst standen ihm am nächsten; ihr Naturalismus imponirte ihm. Er erzählte auch einige Anekdoten von Seydelmann, Devrient und Anschütz, aber sie enthielten durchaus nichts Charakteristisches.

Der Mann im grauen Rocke wurde dann bald müde und empfahl sich. Mit vielsagendem Kopfschütteln sahen wir ihm nach.

Es mag zur Ergänzung des Lebenslaufes dieser bei alledem äußerst merkwürdigen Persönlichkeit erwähnt werden, daß Graf Hahn, nachdem er diese Wanderungen in den hannoverschen Landen noch eine zeitlang fortgesetzt, vierundsiebzig Jahre alt als Director eines Sommertheaters in Sommerhude bei Altona seine lange und wechselvolle Theater-Carrière im Jahre 1856 beschloß. Ein heftiges Gichtleiden entrang seinen alten Händen das Directions-Scepter, dem er so viel geopfert. Ein Jahr darauf starb er, am Himmelfahrtstage 1857. Ein Schlag machte seinem Leben ein rasches Ende. Noch in der Krankenstube (der Sohn ließ den alten wunderlichen Herrn standesgemäß bis zu seinem Tode verpflegen) blieb er der alten Liebhaberei getreu und copirte zum Zeitvertreib Rollen. Von dem Cavalier des ancien régime, den er in seinen jüngeren Jahren doch immerhin repräsentirt, war damals freilich nichts mehr übrig, und der alte gebrochene Mann schaute mit blödem Auge zu den Gästen auf, die ihn in seiner Krankenstube aufsuchten, ohne ihnen auch nur einen Stuhl zu bieten. . . .

Der andere Tag sollte uns abermals mit einem Original bekannt machen. Der Kellnerbursche brachte uns zum Frühstück die von dem alten Krüger eigenhändig geschriebene Affiche. Amalie von gestern war heute Louise Millerin. Vielleicht kommt ihr dieses Buch zu Gesichte und lächelnd wird sie jener Zeiten gedenken. Auch ein Gast war auf dem Zettel annoncirt.

Sein Name wird nur Wenigen meiner freundlichen Leser bekannt sein — der Mann aber schwerlich. Er hieß Baudius und war der

Pflegevater der berühmten Wiener Hofburgschauspielerin gleichen Namens. In der Coulissenwelt führte er den Spitznamen „Nasen-Baudius", und zwar deshalb, weil er mit einer Geschicklichkeit, die mit ihm ausgestorben, die mangelhafte Respirations-Erhöhung oberhalb seines Mundes so trefflich, so verschiedenartig und so für jede Rolle passend mit Wachs und Schminke zu rectificiren wußte, daß seinen Charactermasken durch diese Vernachlässigung der Natur ein großer Vorschub geleistet wurde.

Wann Baudius eigentlich zum Theater gekommen, das wußte er vielleicht selbst nicht, obschon er keineswegs auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, geboren wurde. Und doch war er vom Wirbel bis zur Sohle ein echtes Theaterkind. Er sprach von seiner Laufbahn, wie die Patriarchen des alten Testaments von ihrem Alter. Sein Leben schien ohne Horizont, er blickte in ewige Perspectiven und alles Vergangene, was nicht ein Jahrhundert schon überstieg, war ihm kürzlich Erlebtes. Sein Leben war eine Odyssee voll Abenteuern, Erfahrungen, lustigen Streichen, Entbehrungen und nur das Ziel derselben fand er nicht am Schlusse der Reise. Ihm schwand das Ithaka ewig in neblige Ferne hinaus. In welchen Hafen hätte der ruhelose Gast auch einlaufen sollen?

Er spielte damals dem alten Krüger zuliebe — den er just so kannte, wie Grunert und Seydelmann, Anschütz und Marr — den Wurm. Wir gestanden uns, daß der Mann unbedingt zu den „Berufenen" gehöre, obschon das Alter sein Spiel dazumal sichtlich beeinträchtigte. Die Nüance des Rosenpflückens in der Briefscene des dritten Actes stammt von ihm, wie Vieles derartige traditionell Gewordene. Vieles davon ist freilich allmählig in Vergessenheit gekommen, weil unser Repertoir die alten Stücke abgestoßen hat, in denen Nasen-Baudius einst brillirte. Dazu gehörte vor Allem auch ein großes Spectakelstück: „Napoleons Anfang, Glück und Ende", worin er die Titelrolle in unvergleichlicher Maske darstellte.

Das Stück war bis in die dreißiger Jahre, zumal in Nord- und Mittel-Deutchland, sehr beliebt. Baudius trug es — wie Jener die rothe Türkenpfeife — überall hin auf seinen Gastspielreisen. Und wo hatte er nicht gastirt? Mit Ausschluß der Hofbühnen überall. Die

freilich wollten von dem grobkörnigen und ungehobelten Histrionen nicht viel wissen. Desto mehr Erfolg fand er bei den Stadttheatern. Längere Engagements hatte er in Prag, Pest, Leipzig. Hier wurde er im Anfang der fünfziger Jahre endlich pensionirt und domicilirte seitdem in Pleiß-Athen, indem er den Rest seiner Kraft und die Summe seiner Erfahrungen lediglich der Ausbildnng seiner Tochter zuwendete. Ich habe selten einen dramatischen Lehrer so praktisch für die Bühne unterrichten sehen und hören. Ich bedaure lebhaft, daß ich aus Discretion für die Dame, bei der ich das ad oculos demonstriren sah, nicht auf die Details seiner Methode eingehen darf, die manche originelle Anekdote zu erzählen geben dürfte. Anderweitige Schüler nahm er nicht an. Mir allein wurde die Ehre zu Theil, hin und wieder eine Scene mit seiner Tochter spielen zu dürfen. Er hatte dazu sich die Benutzung der Bühne von dem damaligen Director des alten Leipziger Stadttheaters (Wersing) erbeten und pflegte jeden Nachmittag dort im Zwielicht zu probiren. Er selbst saß dabei im Parquet und seine Stentorstimme scholl gewaltig bei jedem verfehlten Ton, bei jeder unschönen Bewegung aus der finsteren Tiefe auf. Mein Don Carlos (Auguste Baudius war Eboli) wollte ihm gar nicht gefallen und er meinte: „Wenn Sie der Teufel wirklich plagt, Schauspieler zu werden, so dürfen Sie sich nicht wundern, falls Jemand direct von Ihnen sich das Entree zurückfordert! . . Ich wundere mich in der That, daß das nicht geschah, wie mich wirklich später „der Teufel plagte."

Baudius war das Prototyp jener tragi-komischen Ahasverus-Existenzen, welche die heutige Coulissenwelt nicht mehr kennt. Ohne eine gründliche wissenschaftliche Bildung, besaß er doch viele und umfassende Kenntnisse in allen Gebieten des Wissens. Er war einer der begabtesten Autodidacten, die mir jemals vorgekommen sind, aber er besaß auch die eigensinnige Eitelkeit und die eitle Eigensinnigkeit, die diesen eigen zu sein pflegt.

Wer in den fünfziger Jahren jemals in Leipzig war und sich für das Theater interessirte, der besuchte aus dem Grunde nicht nur die neueste Posse, in welcher Ballmann und die Günther-Bachmann spielten, sondern auch das „Café chinois", in welchem Baudius über Politik

orakelte und Theater-Anekdoten erzählte. Er war ein enragirter Verehrer Napoleons III. und dessen Panegyriker. Die Siege in der Krim und in Italien konnten von keinem Franzosen mit mehr Enthusiasmus aufgenommen werden, als von ihm, ja, ich erinnere mich, daß der alte curiose Herr eines Tages in einen bösen Conflict mit den Corpsburschen der „Guestphalia“ gerieth, als er für den Fall eines deutsch-französischen Krieges ganz offen für eine sächsische Legion plaidirte, die sich dem Kaiser zur Disposition stellen sollte.

Baudius besaß ein staunenswerthes Gedächtniß; freilich war das auch sehr nöthig, um ihn vor Widersprüchen mit sich selbst zu bewahren, da die meisten seiner Anekdoten in so Münchhausen'schem Style gehalten waren, daß nur die wörtlichste Wiederholung den Schein der Wahrheit für dieselben retten konnte. Es gab keinen berühmten Mann dieses Säculums, mit dem er nicht einmal unter vier Augen dinirte, um alle Geheimnisse wie „nasse Mäuse“ über dessen Lippen springen zu sehen. Er hatte überall hin Connexionen, er correspondirte mit der ganzen Welt. Er wußte die zartesten und delikatesten Mysterien der ganzen Damenwelt beim Theater, und die Biographie großer Geister hatte für ihn niemals ein räthselhaftes Fragezeichen. Er war Zeit seines Lebens ein trefflicher Herold seines Ruhmes und die lebendige Chronik seiner Thaten und scheint ein leuchtendes Vorbild für die reclamenkundige Epigonenwelt im Reiche Thaliens gewesen zu sein.

Sein Gespräch sprühte von Witz, dessen Wirkung er dadurch noch zu potenziren wußte, daß er sich den Anschein gab, ihn selber nicht eher zu merken, als bis er sich „das Schienbein daran gestoßen“. Seine künstlerische Begabung war eine sehr bedeutende und es ist zu beklagen, daß dieser seltsame Mann nicht rechtzeitig in einem würdigen Wirkungskreise vor Anker ging, um seine reichen Fähigkeiten mit Muße und Sorgfalt auszubilden. Er hätte in diesem günstigen Falle ohne Frage einer von den hervorragendsten Darstellern aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts werden müssen. Sein Styl hatte Aehnlichkeit mit dem Seydelmann's, die ursprüngliche Genialität eines Devrient fehlte ihm. Umsomehr hätte es der schärfsten Selbstkritik und einer ruhig fortschreitenden Entwickelung bedurft, um ihn zu der Höhe zu führen, für die er auserkoren

schien! Sein Marinelli war eine Leistung im schönsten Style und tief fundirt. Sein Muly Hassan hatte einen Humor, wie ich ihn nur bei Dawison wiedergefunden. Leider war Shakespeare zu jener Zeit noch nicht so durchwegs eingebürgert in unserem deutschen Repertoire; seine Charaktermasken haben, zumal in humoristischem Genre, viel Congeniales mit dem reproductiven Schöpfungstalent Baudius und er gab davon als Malvolio und als Ambrosi vielversprechende Beweise. Er war stets originell und dabei immer im Einklange mit dem, was ein gesunder Sinn der Natur einzuräumen nicht Anstand nehmen darf. Ein Schritt weiter, so sagte sich der Zuschauer, und diese so überaus charakteristische Figur wird eine Fratze, eine Carricatur — aber dieser Schritt geschah nicht.

Baudius fand mit seinem intensiven Realismus zu seiner Zeit noch viele Gegner, und in Wahrheit durfte man sagen, daß sein Styl fast dieser Zeit voraus war. Erst in Dawison kam diese neue Reproductions-Methode zum vollen Durchbruche und zu voller Anerkennung, nachdem der im correspondirenden Wechselverhältnisse zum Zeitgeiste sich klärende Styl der Literatur und der Kunst die Emancipation der Individualität völlig durchgesetzt hatte. Baudius war nicht so tief, um sich über diese Gründe klar zu werden, und er litt deshalb unter den Conflicten, in welche seine artistische Eigenart zu der damals noch überwiegenden idealistischen Schule gestellt wurde. Hätte er zu jenen großartigen, bahnbrechenden Genie's gehört, so würden schon mit und in ihm die so verschiedenen Geister mächtig aufeinandergeplatzt sein, welche den Inhalt von zwei ziemlich heterogenen Epochen der dramatischen Kunst in sich manifestirten. So ward er einer von Denen, die unbeweint und ohne Nachruhm im Vordertreffen fallen und die ihr Geschick erfüllt haben, wenn sie den Laufgraben durch ihre Leichen überbrücken, über den hin das kommende Geschlecht zum Siege fliegt!

Freudloses Schicksal! Wer denkt heutzutage noch seiner? Höchstens ein Feuilletonist, der das Vorrecht seiner Zunft in Anspruch nimmt, die Lebenden von Todten zu unterhalten, die auf seine Indiscretionen keine Antwort mehr geben können. Geister citiren ist und war von jeher ein gefährliches Handwerk, und wer sagt mir, ob ich heute Glück damit hatte?

Ein Altmeister der deutschen Schauspielkunst.

Biographische Erinnerungen an Heinrich Marr († 16. September 1871).

„Wiederum Einer! Nur Einer zwar, aber ein Löwe!" So rief, den ganzen Schmerz der tragischen Muse in ein stolzes Wort zusammenfassend, vor Jahresfrist Franz von Dingelstedt klagend aus, da man in ein frisch aufgeworfenes Grab des Matzleindorfer Friedhofs zu Wien die sterblichen Ueberreste einer künstlerischen Feuerseele hinabsenkte, die nach der sinnigen Talmudsage eine Rauchsäule hätte aufsteigen lassen müssen aus dem Erdhügel, unter welchem ein bedeutungsvolles Blatt deutscher Kunstgeschichte modern sollte! Und sie stieg in Wahrheit auf, diese Rauchsäule, und ward Vielen sichtbar in ihres Geistes Aug', die mit bebendem Herzen den Würgengel seit einem Decennium schon dahinschreiten sahen durch das heitere Reich der deutschen Kunst, um einen nach dem andern in's dunkle Schattenreich zu senden von Denen, die im Frühroth dieses Jahrhunderts ihr glorreich Tagewerk begannen! Nicht nur auf dem Grabe Ludwig Löwe's stand diese Rauchsäule — ach, sie stieg auch aus dem Hügel, unter dem Vater Anschütz ruhte, jener Großmeister der edlen Redekunst, der so ganz Würde und Klarheit gewesen, wie jener Kraft und Gluth! Sie stieg aus dem Grabe des heiteren Fritz, des fröhlichsten Sohnes der alten schlesischen Metropole, der zum ersten Mal die Freunde ernste Thränen weinen machte, da im engen Bretterhäuschen wider Willen die Scherze verstummten, welche die Welt

durchflogen mit Beckmann's Namen — stieg auf aus dem Grabe einer Julie Rettich, einer Auguste Crelinger, eines Joseph Wagner und eines Carl Grunert! Und diese Säulen ragten empor wie mahnende Zeichen zum Himmel für Alle, die im Geist, wie der Zeit nach, jener herrlichen Blüthen-Epoche der deutschen Schauspielkunst angehörten, welche mit all' diesen Namen ach nur noch in der bewundernden Erinnerung der Epigonen fortleben wird! Und auch er sah diese mahnenden Zeichen, der würdige Altmeister droben am heimischen Elbstrom, und ein Ahnen ging durch seine Seele, als ob nun auch die Reihe an ihn kommen müßte, als ob die stillen Männer alle in der heiligen Todtenstadt ihn riefen mit Geisterstimmen, als ob die künstlerische Tafelrunde da drunten nur noch seiner wartete, auf daß sie vollzählig sei! Und solch' ahnungsreicher Gedanken voll schrieb er bei der Todesnachricht Ludwig Löwe's an den alten Collegen La Roche in Wien: „Er wird uns gewiß gutes Quartier bestellen; ich sehe uns schon zusammensitzen! Ich für meine Person muß eilen, denn ich denke immer, es wird unserem Louis die Zeit lang, bis Einer von uns kommt; da werde ich denn wohl der Erste sein müssen, der ihm Gesellschaft leistet, dann bleibst Du der letzte Mohikaner."

Die Prophezeihung traf ein.

Er hatte die Absicht gehabt, die Ferien, welche die Thaliabühne allsommerlich ihren Mitgliedern gestattet, in der schönen Ramsau zuzubringen. Dort wollte er mit seiner Frau seine Memoiren vollenden und hernach mit Freund La Roche nach Gmunden gehen. Er erkrankte indeß auf der Reise in Eisenach und mußte nach Hamburg zurückgebracht werden. Er sollte von diesem Krankenlager nicht mehr aufstehen. Klaren Geistes und in voller Ruhe des Gemüths sah der Greis den Tod an sein Lager treten; er war ihm kein furchterweckender Feind! Er hatte ihn erwartet und war bereit! Hamlet's Wort ist selten so an einem Hinscheidenden zur schönsten Wahrheit geworden: Bereit sein ist Alles! ... Er bestellte sein Haus und nahm Abschied von all' seinen Lieben und sah mit brechendem Auge die volle Ernte eines reichen glücklichen Lebens hinter sich! Freundschaft und Güte und Liebe, Achtung und Ehrfurcht trugen ihm Kränze herzu, sein Silberhaar damit zu schmücken, und alle

Anerkennung der Welt, die diese für Wissen und Würde und Tüchtiges zollt, folgte im Todtengeleite dem Sarge des Künstlers!

Selten ist's und schön, ein in so voller Harmonie ausklingendes, reich bewegtes und fröhlich durchgeführtes Dasein! Herrlich und groß eine so aus sich selbst total und normal entwickelte Individualität, welche die unverkennliche Signatur echt künstlerischer Eigenartigkeit zeigte! Rührend und nachahmenswerth ein so schlichter, selbstloser Character, der all' die patriarchalischen Tugenden des Hanseatischen Bürgers in jener bunten Welt des Scheins zu bewahren wußte! Das eben ist die anziehende, fesselnde und werthvolle Rückseite dieses Medaillons! Auf der einen das scharfgezeichnete Profil des Künstlers der alten Schule, auf der anderen die sanften Züge jenes historischen Typus altsächsischer Einfachheit und republikanischer Würde, wie er sich trotz der alles nivellirenden Zeit in den kleinen Republiken an der Elbe und an der Trave bewahrt hat! Selten dürfte das Lebensbild eines Bühnenkünstlers so nach diesen beiden Seiten hin das Interesse in Anspruch genommen haben, wie das des würdigen Altmeisters Heinrich Marr, der am 16. September 1871 in seiner Vaterstadt Hamburg als einer der letzten Vertreter der sogenannten „alten Schule" aus dem Leben geschieden ist! Als 18jähriger Jüngling hatte er die Bühnenlaufbahn dort begonnen, als 74jähriger Greis sie beschlossen! Sein Tod ist ein wichtiger Grenzstein in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst und schwerlich wird es dem jetzigen Geschlechte gelingen, seinen Fußtapfen zu folgen! Die Reinheit und Würde der darstellenden Kunst scheint diesem fast verloren gegangen zu sein; ihr Wesen und Endziel setzt es in andere Normen und Formeln, wenn der schrankenlose Individualismus solche überhaupt noch duldet! Um so mehr ist es unsere Pflicht, dies Erbtheil der großen Meister, dieser mit Marr's Tod abgeschlossenen Periode der deutschen Schauspielkunst festzuhalten in Wort und Schrift; vielleicht kommt später der Tag, wo ein ernsteres und reiferes Künstlergeschlecht den Schatz heben wird! Ach, wer weiß, wie lange die Muse trauernden Blickes in der letzten Reihe der Bittsteller zuwartend stehen muß, um ihr Recht zu fordern von Denen, welche bei der Neugestaltung der weltlichen Dinge all' ihre Interessen anderen Gebieten zuwenden als dem, auf welchem die Früchte

der dramatischen Poesie in glücklicher Reife gedeihen und zur Freude und zum edlen Genuß gebrochen werden! Wenn aber jener Tag kommt, jener Tag der Regeneration und Reformation der deutschen Bühne, dann wird man auch jenen alten Schatz zu heben, jenes herrliche Erbtheil zu nützen suchen und ihnen vielleicht das Meiste bei jener Reformation zu danken haben!

Doch wir wollen heute ja nicht vorwärts, wir müssen rückwärts blicken! Rückwärts auf ein reiches Tagewerk, dem die Sonne des Glückes wahrlich nicht gefehlt! Eine lange Reihe fröhlicher Jahre hat die Vorsehung dem Dahingeschiedenen geschenkt; von den braunen Locken des Jünglings bis zum Winterreif der Silberhaare war's ein heiterer Weg, ein schöner Gang durch Bühnenwelt und Weltbühne! Die Kraft zum Schaffen wie zum Genießen blieb ihm bis zu dem letzten Krankenbett, welches zugleich das erste seines ganzen Lebens gewesen. Fröhlich noch wie stets und lebensmuthig hatte er ein Jahr zuvor an den alten Collegen Wilhelm Porth, der in Dresden (am 10. Februar 1870) sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, nachstehende Verse gerichtet:

„Kunst und Leben Zeugniß geben,
Daß Du wahr,
Fünfzig Jahr immerdar
Dem Beruf und Dir bliebst treu.
Drum, mein alter Kampfgenosse,
Führ' noch lange Dein Geschosse!
Uns're Reihen werden licht.
Sprechen müssen einst die Erben:
Uns're alte Gard' konnt' sterben,
Aber sich ergeben nicht!"

Und sie hat sich nicht ergeben, die alte Garde! Selbst im Tode nicht. Es war eben das eiserne Geschlecht, das im Frühroth dieses Jahrhunderts im Sturm und Drang wie junge Eichen sich festigte, das ernst und tüchtig und mühsam an sich selbst zu arbeiten gewöhnt wurde, das keusch und züchtig im Leben, auch keusch und züchtig in der Kunst war und blieb und dachte und gestaltete, das aus sich selbst heraus sich entwickelnd auf den Grundlagen strenger Erziehung und Selbstbewachung und langsam

die Höhen erklomm, auf denen wir sie als Greise bewundernd stehen sahen! — — —

Heinrich Marr wurde in Hamburg geboren am 30. August 1797. Das elterliche Haus stand auf dem Grundstücke, auf welchem jetzt das Hotel zur Sonne sich erhebt und führte den Namen: König von England. Wurzelnd in den tüchtigen Lebenselementen, welche das hanseatische Bürgerthum von Alters her so vortheilhaft auszeichneten, groß gesäugt mit der gesunden Milch einer in durchweg reinen Verhältnissen entwickelten Lebensbildung und Weltanschauung, theilhaft von Haus aus jener Ehrbarkeit und jener schlichten Einfachheit des ganzen althanseatischen Wesens, wuchs der Knabe im Elternhause froh und glücklich auf. Es fehlten keine Bedingungen zur gedeihlichen Entwickelung des Körpers wie des Geistes; er trug dieselben in sich und was von Außen dazu kommen muß, bot das glückliche Verhältniß des Vaterhauses; glücklich in materieller wie in moralischer Beziehung! Schon frühzeitig zeigte der Knabe eine unbezwingliche Neigung für die Bühnencarriere, welcher im Allgemeinen der nüchterne und praktische Sinn eines guten hanseatischen Hausvaters wohl nicht sonderlich geneigt gewesen sein mag! — Es war damals die goldene Zeit der Hamburger Bühne! Sie galt mit Recht im ganzen deutschen Lande für ein Muster-Institut! Die ersten Namen der Künstlerwelt standen in innigster Beziehung zu demselben und seine Leistungen füllen ein bedeutendes Capitel der deutschen Kunstgeschichte! Man erinnere sich, daß die reichste Thätigkeit des berühmten Eckhof der Hamburger Bühne gewidmet war, daß der unsterbliche Schröder diese würdige Pflanz- und Pflegestätte der dramatischen Poesie Jahre lang leitete, daß ein Ludwig Schmidt das hehre Vermächtniß seines Vorgängers in ruhmvollster Weise übernahm, daß endlich ein Lessing fördernd und hebend als Dramaturg jenem Theater zur Seite gestanden! Das war die Zeit, in der jene sogenannte „alte Schule“ sich ausgebildet hatte, deren Traditionen und Tendenzen in Marr am allerbestimmtesten und prägnantesten der jetzigen Generation überliefert und vor Augen gestellt worden sind, jener alten Schule, welche die naturwirkliche Copie zum kunstwahren Bilde emporhob und den verborgensten Inhalt des Menschenthums nur in dem Licht einer idealen Verklärung offenbarte! Es durfte nicht Wunder

nehmen, daß der junge Marr, dessen elterliches Haus der Sammelplatz der damaligen hamburgischen Bühnenkünstler war, voll feuriger Begeisterung die heitere Kunst als Lebensberuf erwählte. Bevor er diesen heißen Wunsch in Erfüllung gehen sah, rief ihn das Vaterland zu anderen Pflichten! Die Stunde der Wiedervergeltung hatte endlich geschlagen und wider den weltbeherrschenden Corsen zogen Preußen, Rußland und England in's Feld. Deutschland rief und forderte seine Söhne für diesen heiligen Krieg; freiwillig strömten die unbärtigen Jünglinge herzu zu den Standarten, um die Schmach so vieler Niederlagen und Demüthigungen zu rächen. Auch Marr, kaum 16jährig, trat ein in die hanseatische Legion! Er erzählte am Lebensabend gern von seinen Kriegserlebnissen und Abenteuern in Frankreich. Solche begeisternde Erinnerungen dauern ewig, sie treiben in Herz und Hirn perennirende Blüthen durch's ganze Leben. Und nun, da sein Tagewerk zur Rüste ging, sah er, der damals tapfer und treu seine Pflicht für's Vaterland erfüllte in jener großen Zeit der Verheißungen, auch noch die Frucht jener blutigen Saat — die Zeit der großen Erfüllungen! Ach, nur wenige seiner alten Kriegsgenossen folgten seiner Bahre; die meisten der hanseatischen Veteranen waren längst vor ihm aus dem Kampf des Diesseits hinübergegangen in das Reich des ewigen Friedens!

Heimgekehrt in die theure Vaterstadt, sollte Marr denn nun bald die heiße Sehnsucht stillen, welche sein Herz erfüllte. Er machte auf den weltbedeutenden Brettern der vaterstädtischen Bühne die ersten Versuche. Der würdige Nachfolger Schröder's, Friedrich Ludwig Schmidt, hatte damals noch intimere Beziehungen zu dem berühmten Kunst-Institute, welchem die Hamburger, trotz ihrer oft geschmähten „materiellen Krämerstuben-Tendenzen“ die wärmsten Sympathien engegentrugen. Die Hanseaten hatten allzeit für die Kunst ein offenes Herz und — was man nicht überall findet! — eine offene Hand! Die städtische Schaubühne Hamburgs stand dazumal noch auf einer großen künstlerischen Höhe, und die Oberleitung führte dies Institut ganz nach den edlen Traditionen der berühmten Amtsvorgänger. Rathend und fördernd nahm Schmidt sich des jungen und begeisterten Kunstnovizen an, welcher am 14. April 1815 in dem bekannten vaterländischen Schauspiel vom Schauspieldirector

Ruhm: „Die Räuber auf Maria-Culm oder die Kraft des Glaubens" in der Rolle eines Bürgers von Eger debütirte. Die Rolle gehörte in die bekannte Kategorie der Melderollen: „die Pferde sind gesattelt!" Sie enthielt nur die wenigen Worte: „Kein Haar von ihnen soll entwischen, dafür ist gesorgt!" Der Zettel, auf dem Heinrich Marr in dieser seiner ersten Partie verzeichnet steht, ist bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Jubiläums aus dem Staub der Theaterbibliothek hervorgeholt; das Stadttheaterpersonal ließ ihn auf weißem Atlas in Golddruck herstellen und überschickte ihn am 12. April 1865 dem gefeierten Veteranen! — Um sich schneller zu entwickeln, verließ Marr die heimathliche Schaubühne, an welcher ihm damals neben einem Jacobi, Rebenstein und Schmidt (leuchtende Namen aus jener Glanzepoche) keine hervorragende Beschäftigung zugestanden werden konnte, und begab sich nach der Schwesterstadt Lübeck. Die kleine, ehedem so berühmte Trave-Republik hatte damals endlich unter der Direction Hinze eine stehende Bühne! Devrient und Wurm gastirten an derselben. Mit dem Letztgenannten debütirte Heinrich Marr als junger Herr von Krack in dem auch jetzt noch auf dem Repertoir erscheinenden Lustspiel: „Der Lügner und sein Sohn." Der Localkritiker, Professor Herrmann, welcher eine kritische Revue über das damalige Personal publicirte, sagte in derselben über Marr: „Herr Marr ist zur Zeit weder tief noch bequem in seinen Rollen, aber seine Liebe zur Kunst wird ihn weiter führen, besonders da ihm die äußeren Bedingungen zum Schauspieler nicht abgehen." Daß aller Anfang schwer sei, bestätigte sich diesem Ausspruch zufolge wohl auch bei unserem Künstler zur Genüge. Zum Glück traf indeß die Prophezeihung des Schlußsatzes jener Kritik bald für ihn ein. Frühzeitig vertauschte er das Fach der Liebhaber mit den Charakterrollen. Von Lübeck aus begann ein Wanderleben, wie es dazumal noch von jedem Bühnenkünstler durchgemacht werden mußte, und in welchem sich nicht nur die vielseitigsten Kräfte der Darsteller nach allen Richtungen, sondern auch die Thätigkeit und Selbstständigkeit ihrer Charaktere bildeten! In Braunschweig, Magdeburg und Kassel wirkte er der Reihe nach in den verschiedensten Fächern und mit steigendem Erfolg. Irren wir nicht, so ging in Braunschweig Göthe's Faust mit ihm (als Mephisto) zum ersten Mal in ganz Deutschland

über die Bretter. Sein Name ward immer bekannter, und jeder tiefer blickende Kunstfreund ahnte die einstige Bedeutung des Künstlers. Marr hatte, wie wir an dieser Stelle vorweg erwähnen wollen, schon frühzeitig zu Hymen's Fahne geschworen. Die überaus glückliche Ehe des Künstlers mit einer geistig ebenbürtigen, feinsinnigen und charaktertüchtigen Frau ist wieder ein Beleg zu den schönen Worten, die Eduard Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst über den Segen der Ehe bei'm Theater einmal geäußert. Leider existirt in dem Schauspielerstande eine unverzeihliche Abneigung gegen die „Ehe". Viele halten es noch immer mit Schlegel, der die Genialität der Menschendarsteller im stillen Familienkreise gefährdet glaubte und diesen lieber alle erotischen Extravaganzen zugestand! Seltsamer und gefährlicher Irrthum! Marr's solider und gut bürgerlicher Sinn zeigte sich auch in dieser frühen Begründung des eigenen Heerdes. Er faßte damit Boden in der socialen Welt und verzichtete gern auf all' die genial sein sollenden Excursionen, welche zum eigenen Nachtheil so mancher Bühnenheld bis in's späteste Alter oft in die Reiche der verführerischen, apfelbeschenkten Göttin macht! Still und ernst an sich selber bauen, treu und stetig sich ausbilden im künstlerischen Beruf, keusch und gesund sich für diesen bewahren, kann der Mann nur in einer glücklichen Ehe! Und eine solche war, wie gesagt, dem tüchtigen Künstler beschieden; noch auf seinem Sterbelager hatte er den süßen Trost, die geliebte Hand der Frau auf der heißglühenden Stirn zu fühlen und liebe Augen zu sehen, in deren Thränen sich all' das vergangene Glück seines Lebens spiegelte! Nicht ganz so schön wie zur geliebten Gattin gestaltete sich das Verhältniß des Vaters zum Sohne. Sein Wilhelm ward ihm in Magdeburg geboren. Der Lebensgang desselben wich bald aus den Bahnen, die ihm der Vater vorzeichnen wollte. Es traten Zerwürfnisse ein, welche die Kluft zwischen Beiden immer mehr austieften und dunkle Schlagschatten in das sonnenhelle Künstlerwirken des alten Marr geworfen haben mögen. Schon im Jahre 1861 fand er sich mit dem Sohne, der in Hamburg als Journalist lebt, bezüglich dessen einstiger Erbschaft durch eine Lebenspolice über 10,000 Mark ab; im Testament wurde ihm nur die Uhr des Vaters und ein Ring bewilligt!...

Seinen Ruf als Charakterdarsteller befestigte Marr eigentlich erst

in seinem Hannoverschen Engagement. Kaum 23 Jahre alt, hatte er bereits unter den bedeutendsten Vertretern seines Fachs in ganz Deutschland einen ehrenvollen Namen! Zum Zenith empor stieg er am Hofburgtheater in Wien, welches dazumal unter Holbein stand, der ihn dorthin berief. Holbein, der viel gewanderte und vielschreibende Dramaturg wußte nicht ohne Geschick und Energie die artistischen Traditionen aus der guten alten Schule an seinem Institut zu bewahren, und Marr fand sich bald und glücklich in das musterhafte Ensemble desselben. Wohl mancher unter den älteren Theaterhabitués der Burg mag sich noch heute mit innigem Behagen vieler Meisterleistungen erinnern, welche Marr dazumal in der vollsten Kraft und Wirksamkeit geschaffen. So sind sein Herzog Alba in „Egmont," sein Klosterbruder im „Nathan" u. s. w. bis auf den heutigen Tag in Wien als unübertroffene Bühnenschöpfungen in aller Welt Munde. Selbst Dawison, welcher der Erbe dieser Rollen später geworden war, konnte die Erinnerungen an Marr nicht auslöschen. Es war das ein Triumph der „alten Schule", so glorreich und so bedeutsam, wie er aus dem Wettkampf derselben mit der „modernen Realistik" wohl nie wieder resultirte. Die spätere Geschichte der deutschen Schauspielkunst wird die contrastirenden Tendenzen beider nicht prägnanter charakterisiren können, als durch eine Paralelle zwischen diesen beiden Künstlerheroen. Bei Marr: innere Wahrheit, stylvolle Einfachheit, Erschöpfung des dichterischen Vorwurfs und selbstloses Zurücktreten der Individualität, — bei Dawison: effectvolle Details, imponirende Originalitätssucht, volles Ausspielen aller äußeren und inneren Requisiten und als dessen Resultat ein schrankenloser Individualismus, der allerdings blendet durch scharfpointirende Realistik, aber das Gemüth durch keine Innerlichkeit befriedigt! Dort die Offenbarung ewiger Kunstwahrheit; hier die Manifestation einer sich selbst genügenden Individualität; dort die Einfachheit der Natur, hier das Raffinement der Kunst; dort Gemüth, hier Reflexion!

Wie befruchtend und anregend die künstlerischen Kreise Wiens auf Marr einwirkten, läßt sich denken. Er verkehrte mit den besten als Seinesgleichen und er war Ihresgleichen! Er stand zu den Höchsten und galt bei ihnen! Es war bei manchen kleinen Intriguen und socialen

Unbehaglichkeiten, eine helle fröhliche Zeit! Es war der sonnenhelle Sommer seines Lebens! Im vollsten Blüthenschmuck stand damals sein Lebensbaum! Seine Memoiren werden ihre schönsten Blätter aus jener Epoche datiren!

Ruhmvoll und schön war sodann sein Leipziger Engagement in den vierziger Jahren, in welchem er als Darsteller wie als Regisseur wirkte. Wie manche Novität wurde da von ihm als bleibendes Muster für alle deutschen Bühnen inscenirt, wie manches junge Talent dankte ihm seine Entfaltung, wie manche herrliche neue Rolle schuf er in dieser Stellung. Durch die erste Aufführung von Uriel Acosta kam er mit Gutzkow, durch die des Rococco mit Heinrich Laube in nähere Beziehungen. Die berühmten Vorkämpfer des jungen Deutschland freuten sich des tüchtigen und praktisch wirkenden Regisseurs, der mit eben so viel Intelligenz wie Freudigkeit auf ihre Intentionen einging und so ganz berufen schien, an der von ihnen angestrebten Reformation der deutschen Schaubühnen bedeutend Theil zu nehmen! Die dort angeknüpften Beziehungen haben durch das ganze Leben der drei Männer fortgedauert; wer von Hamburg mit einem Empfehlungsbriefe Marr's an die Pforte des Hofburgtheaters klopfte, dem wurde sicherlich geöffnet!

Minder glücklich gestaltete sich das Engagement Marr's an der Hofbühne zu Weimar; die oben erwähnten Memoiren werden vielleicht noch nähere Details über die Motive geben, welche seine Entlassung veranlaßten. Er folgte alsbald einem ehrenvollen Rufe seines Freundes des bekannten Director Maurice und trat im Jahre 1857 bei dessen Thaliatheater in die Stellung ein, welche er bis zu seinem Tode in so ruhmvoller Weise als Darsteller wie als Oberregisseur ausgefüllt hat.

Hier in der treugeliebten Vaterstadt war's ihm vergönnt, das seltene Fest eines fünfzigjährigen Bühnenjubiläums zu feiern! Nicht nur die Schaar der hamburger Kunstcollegen — nein die ganze Stadt feierte das Fest des hochverehrten Mitbürgers und mit stolzem Selbstbewußtsein riefen Hamburgs Söhne an jenem Tage: er ist unser! Man flaggte wie bei den großen Festtagen der kleinen Republik. Unzählbar fast war die Menge der Geschenke, welche von Privatpersonen in der Wohnung des Jubilars vom frühen Morgen an sich aufthürmten und deren hors d'oeuvre

in einem Geschenk von 5000 Mark bestand. Ständchen und Diners, Telegramme und Ehrengaben von auswärtigen Bühnenvorständen und Bühnenangehörigen — nichts fehlte in der Reihe der Ovationen, welche derlei Ehrentagen gebühren. Und überall trat die echte herzliche Liebe zu Tage bei den Gebern; da geschah nichts der Form oder Etiquette wegen. Selbst Arbeiter und Choristen brachten ihre Spenden! Es war ein großes Familienfest, an dem sich nicht nur die nahestehenden Kunstgenossen und Mäcene — nein, an dem sich der ganze kleine Freistaat mit gerechtem Stolz betheiligte! Nur der Senat fehlte! Das war die einzige Wolke, welche die Sonne dieses schönen Tages verdunkeln mochte. Der König von Preußen schickte dem Jubilar den Kronenorden. Die Huldigungen des Publikums in dem festlich geschmückten Theater waren an jenem Abend von enthusiastischer Begeisterung getragen. Immer wieder und wieder mußte der Jubilar vor dem Vorhang erscheinen. Das Personal trat endlich auch herzu und stimmte auf offener Bühne eine Hymne auf den verehrten Altmeister an, während vor dem hinteren Prospect sich die Büste des Gefeierten zeigte. Nach dem ersten Verse des Gesanges hielt eine Dame des Personals, Frl. Zitt, eine tief ergreifende kurze Ansprache an den Jubilar und Frl. Schneeberger (jetzt Frau Hartmann in Wien) überreichte demselben den wohlverdienten goldenen Lorbeerkranz, der auf seinen fünfzig Blättern ebenso viel Meisterleistungen aus dem großen Repertoire Marr's enthielt. Als der rüstige Veteran später das Haus verließ, da brachte auch die draußen harrende Menge des Volks dem allgeehrten Mitbürger und Künstler in lauten Lebehochs seine Huldigung; just so mochte einst Schiller nach der Aufführung seiner Jungfrau von Orleans in Leipzig gefeiert worden sein!

Das war der Tag der Ernte! Sie entsprach der reichen Saat!

Nach diesem Jubelfest machte der alte Künstler noch einmal eine große Gastspielreise durch Deutschland. Alle größeren Bühnen wollten ihm durch Einladungen dazu die wohlverdiente Ehre ähnlicher Triumphe nach solchem Fest auch bei den übrigen Künstlergemeinden des Vaterlandes verschaffen. Wien und Stuttgart, Leipzig und Dresden sahen zum letzten Mal die meisterhaften Rollen, die der weißgelockte Künstler damals noch am liebsten spielte. Im Uebrigen ist er niemals ein großer

Freund vom Gastiren gewesen, obschon er stets die verlockendsten Anträge hatte. Er haßte dieses „Commisvoyageurthum," wie ers treffend nannte, von Grund der Seele und schrieb demselben einen großen Theil des Verfalls der deutschen Bühne zu. „Sie alle" — so äußerte sich der Altmeister einmal mir gegenüber — „sie alle haben weder ein Herz noch auch Verständniß für die Würde der Kunst, welche dieselbe durch diese Eisenbahn-Vorstellungen zur merkantilen Speculation erniedrigen! Sie zerstören sich selbst und ihren eigenen Ruhm, denn all' diese fliegende Hast nach Gold und Ehren vernichtet den mit scharfer Selbstkritik und voller Ruhe arbeitenden Künstlergeist, und sie verwüsten andererseits auch das Ensemble und die Totalität der Kunstwirkung, indem sie meist nur auf sich, nicht auf die Gesammtheit Acht haben!"

Goldene Worte, die zutreffend und richtig das gastirende Virtuosenthum der modernen Schauspielkunst abfertigen!

Marr hielt, ein treuer Pilot, an seinem Regietische aus bis zum letzten Augenblick, die volle Geistesfrische erlaubte dem Greise sogar noch in diesem hohen Alter neue Rollen zu creiren. Das Gastspiel der berühmten Tragödin Clara Ziegler fand ihn noch auf der Höhe der Situation; das zumeist für die Komödie studirte Personal hat unter seinem Commando in würdigster Weise alle ernsten Dramen, welche dies Gastspiel auf das Repertoire brachte, reproducirt und damit dem Kunstinstitute, wie dessen Oberregisseur ein lautredendes Ehrenzeugniß ausgestellt.

Wir haben schon oben erzählt, wie's dann zum Sterben kam. Schnell und plötzlich und unerwartet! Es war wie ein allgemeiner Schreckensruf, der jede Familie zu treffen schien durch seine Trauerkunde, als am Abend des 16. September die Trauerbotschaft: „Marr ist todt" wie ein Lauffeuer die ganze Hansestadt durchflog. Am 19. September bestattete man ihn. Dem Todten wurde kein Ehrenzoll versagt; es trauerte die ganze Stadt! „Vater Marr ist dahingegangen", so klagten die Einen — „der Kunstveteran ist nicht mehr" riefen die Anderen, — um den Kampfgenossen trauerten die alten Krieger der Befreiungsjahre, um den Mitbürger Alle! Es war als seien in dem einen Manne viele gestorben! Hatte er doch so Vielen gelebt! Seiner Bahre folgte die ganze Stadt. Auf dem Petrikirchhof schläft er neben den besten Söhnen der alten Elbestadt!

Die geistvolle Grabrede, welche der Director der königlichen Schauspiele in Berlin, Herr Hein, gehalten, giebt in prägnanter Kürze eine treffliche Charakteristik über Marr's schauspielerisches Wirken. Der Redner sagte: „Was Marr als Künstler gewesen, darüber giebt es wohl keine Frage. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir ein Stück deutscher Theatergeschichte mit ihm begraben. Als Darsteller gehörte er der alten Schule dieser Kunst im edelsten Sinne an, der Schule, welche in ihrer Darstellung unablässig nach Wahrheit strebt, ihre Gebilde der Natur entlehnt und sie vom Hauch der Kunst verklärt auf die Bühne stellt. Im bürgerlichen Drama hat er seine größten Triumphe gefeiert, in dem Drama, welches der Welt am unmittelbarsten den Spiegel vorhält."

Marr selbst hat es am besten gewußt, in welcher Sphäre seine ganze künstlerische Individualität am wohlsten und sichersten sich fühlte und am tüchtigsten wirkte. Sein Repertoir zeugt von einer so strengen Selbstkritik und Selbsterkenntniß, von einer so großen Selbstlosigkeit und Klarheit über das Können und Wollen, wie wir's bei seinen Kunstgenossen selten finden! Sorgfältig mied er die Reproduction jener gewaltigen Titanen der Tragödie, welche die großen heroischen Accente oder das vollste Pathos Melpomene's fordern; Lear, Richard III. u. s. w. blieben seinem Repertoire fern. Gleichwohl ist die Bildergallerie seiner Meisterschöpfungen ebenso reich als vielseitig. Da ist der schlicht bürgerliche Menzinger, das Prototyp des echten Kaufherrn voll tiefen Gemüths und sittlicher Würde, voll Standesbewußtsein und hohem Edelsinn; die Figur hat das schwache Stück von Benedix (der Kaufmann) bis jetzt auf der Bühne erhalten; seit Marr's Tode fällt es der Vergessenheit anheim. Da ist der Geheimrath Wellenfeld in Iffland's Spieler, ein Cabinetsstück voll individueller Charakteristik; aus jedem Zuge des aristokratischen Gesichtes spricht der herzloseste Stolz — daneben der pfiffig-diplomatische Graf Ranzau (Minister und Seidenhändler) mit dem feinen Faunenlächeln auf den schmalen Lippen und der goldenen Dose, deren Inhalt er mit unnachahmlicher Noblesse zum Munde führt — hier blickt finster und hart der Herzog Alba, der eiserne Despot, dort schaut uns die schlichte Einfalt des guten Klosterbruders an mit gar so treuen Augen. Und daneben, eine Schöpfung der letzten Jahre, das Abbild des alten Herrn

von Weimar: Göthe's Majestät in's Schattenbild der Scene zurückgekehrt! Und nun der Franzosen stolz bewußtes Volk, die grands seigneurs aus dem ancien régime und alle die Fripons aus dem siebenjährigen Kriege. Oh, das sind originelle, echt nationale Typen, das sind Masken von so individueller Signatur, das sind Figuren von so absonderlicher Originalität — und doch dabei nichts, was der Natur widerspräche, oder der Kunst! Es sind einheitliche Charaktere, voll abgeschlossen in sich und ausgearbeitet bis in das kleinste Detail! Wir müßten unseren Bericht zu einem Buche anwachsen lassen, wollten wir auch nur halbwegs eingehend die hauptsächlichsten Leistungen Heinrich Marr's besprechen. Die trefflichste aus der Zahl der grands seigneur's dürfte der Marquis Brissac sein in Laube's „Rococco". Der Autor dedicirte in dankbarer Liebe dem Darsteller der Hauptrolle sein Werk. Das Vorbild für dieselbe hatte Marr während des französischen Feldzuges in irgend einem abgelegenen Schloß gefunden. Er erzählte die Geschichte gern und mit vielem Humor. Sie lagen, drei oder vier hanseatische Krieger, bei einem gar wunderlichen Herrn in Quartier, der sich nie vor ihnen sehen ließ, dessen Marstall jedoch den jungen Reitern viel Vergnügen machte. Marr war einer der Tüchtigsten dabei und bezwang einen tollen Renner, den Niemand außer dem Schloßherrn zu reiten wagte. Dadurch gewann der Hanseat die Zuneigung des alten Edelmann's und durfte ihn fortan in den innersten Appartements seines Schlosses besuchen und schaute dabei all' die Curiositäten seines Haushaltes und seines Wesens aus nächster Nähe an. Und diesem bildete er später seinen Brissac nach, für den unter der jüngeren Schauspielergeneration kein Ersatz gefunden werden dürfte. Das Stück hat überhaupt, außer in Leipzig mit Marr, nirgend viel Erfolg gehabt. Auch in Berlin nicht, wo Seidelmann darüber hinstarb, bevor er den ihm zugedachten Brissac darstellte.

Jetzt wird es wohl vom deutschen Repertoire verschwinden. Laube selbst hat dies Schicksal vorgeahnt; er schreibt das in der Vorrede zum Stück geradezu. Ein echter Marquis Brissac, vom Scheitel bis zur Zehe, wie Marr, findet sich nicht wieder.

Und so Manches, so Vieles findet sich nicht wieder, was Marr gewesen und gewirkt! Auch ein Regisseur, wie er es war, findet sich

sobald nicht mehr! Er hatte zu diesem mühevollen, verantwortungsschweren Amte eine Begabung wie Wenige! Seine Selbstlosigkeit, welche immer nur die Totalität und deren Erfolg und Wirkung in's Auge faßte und die sich auch in ihm als Schauspieler so herrlich offenbarte, gab ihm, dem Regisseur, die nothwendigste, aber seltene Fähigkeit, aus all' den Einzelstrebungen und Prätensionen, aus all' den Specialitäten und Sonderheiten jene Harmonie der Ensemble's zu erzielen, welche heranzubilden die Hauptaufgabe eines echten Kunst-Instituts ist. Und dabei wußte er doch dem wahren Genie und dem begabten Talente vollauf und genugsam die Freiheit künstlerischen Schaffens zu wahren und das nothwendige Bewußtsein der Selbstständigkeit in dem Einzelnen zu erhalten. Mit rastlosem Eifer nahm er sich jedes halbwegs begabten Anfängers an; aber freilich, leicht machte er's ihm nicht. So streng wie gegen sich selbst, war er auch gegen Andere, zumal gegen die Kunstnovizen, die er protegirte! Es war eine harte Schule und er züchtigte wacker Alle, die er liebte! Rücksichtslos konnte da sein Spott und seine Satire werden. Schließlich haben's ihm jedoch Alle gedankt, die Etwas Tüchtiges wollten und Ernst hatten und Geduld! Die Arroganz, welche in schnellem und leichtem Flug die Höhen zu erreichen vermeinte, fand bei ihm stets eine sehr derbe Rüge. Ebenso jeder Mangel an Disciplin, die in Folge dessen denn auch am Thaliatheater zu Hamburg eine wahrhaft mustergiltige gewesen. Die Gründlichkeit und Dauer seiner Proben war sprüchwörtlich in der Theaterwelt; Opposition duldete er selbst bei älteren Collegen nicht. Er wußte, daß ein Regisseur absolut herrschen muß, wenn er wirklich durchgreifend und gründlich wirken will. Freilich gab's dadurch manche Scene hinter den Coulissen, und der Director mußte selbst den Frieden wieder herstellen. Doch das sind Aeußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten. Marr's Wirken als Regisseur sichert ihm einen Ehrenplatz auf den ersten Blättern der Geschichte der deutschen Schauspielkunst und seine vierzehnjährige Regieführung an dem obengenannten Hamburger Theater hat sich selbst ein Ehrendenkmal in dem mustergiltigen Ensemble dieses berühmten Kunst-Instituts errichtet.

Als Schriftsteller ist Marr nicht sonderlich bekannt. Er hat stets eine Scheu gehabt, zu publiciren; hoffentlich birgt indeß sein Pult manchen

dramaturgischen Schatz, der jetzt an's Tageslicht gezogen werden darf. Die von ihm übersetzten oder bearbeiteten Stücke: „Bajazzo und seine Familie“ — „Minister und Seidenhändler“ u. s. w. nehmen in der dramatischen Poesie keinen sonderlichen Rang ein. Geistvoll und scharfsinnig sind die Essay's, welche er über verschiedene Dichtungen der dramatischen Heroen geschrieben, z. B. über den Kaufmann von Venedig, dessen Lustspielcharakter er treffend nachgewiesen, als das Stadttheater die Aufführung dieses Stückes der Thaliabühne streitig machte.

So nach allen Seiten thätig und wirksam, rührig und nimmer sich selbst genug thuend, hat dies reiche Künstler- und Menschenleben den vollsten Anspruch auf die ehrenvollste Erinnerung der Mit- und Nachwelt. Sie wird in ihrem Herzen Heinrich Marr ein ewiges Denkmal setzen; die Bürgerkrone wird seiner Büste in dem Pantheon der deutschen Künstlerwelt ebensowenig fehlen dürfen, wie Thaliens und Melpomenens Lorbeer! . . . .


Aquarellen.

Vier Briefe aus der Mappe eines Theateragenten.

Ein Beitrag zur
Charakteristik der gegenwärtigen deutschen Theater-Verhältnisse.

Erster Brief.

Der Hoftheaterintendant Otto Freiherr von Steigbügel auf Dummersdorf an den Theateragenten Alphons Hirudo.

Mon cher!

Bin nicht so zufrieden mit Ihnen wie sonst! Wie können Sie mir da einen Intriguant und Characterspieler mit 2000 Thaler Gage zuschicken? Brauche das Fach überhaupt nicht und wenn — höchstens ein Viertel jener Summe dafür auswerfen! Lear und Wallenstein und derlei chosen geben wir nicht. Kann deshalb auch nicht auf Gastspiel von Clara Ziegler reflectiren, obschon sie gern als „Romeo“ oder sonst in einer Hosenrolle gesehen! Hätte mich durch solche Aufmerksamkeit vielleicht dem Curassier-Casino wieder genähert, das noch immer ägrirt ist über Abgang von der blonden Minna, der bella diva Offenbachs! Schade drum! War aber doch nicht meine Schuld! . . . .

Ist sie nicht durch List und Intrigue wieder zu bekommen?! War ein famoser Kerl, wenn auch ohne Stimme und nicht ganz mehr im Frühling — aber Race! Kann „Blaubart“ und „Großherzogin“ gar nicht mehr geben, worüber in Verzweiflung! Muß Offenbach-Soubrette haben und sollte sie 3000 Thaler kosten! — Was die kleine Alwine Tugendreich anlangt — so gestehe gern, daß allerliebstes Talent! Aber doch nichts für uns! Hat eine Mutter und vier kleine Geschwister und nimmt keine Herrenvisiten an! Läßt Adjutanten vom Prinzen Felix im dunklen Hausflur stehen! Zu dumm! Ist natürlich schon gekündigt, muß also die alte

Schraube behalten, die ich dem Hofmarschall zum Possen gern an die Luft gesetzt hätte! — Apropos, ich lese da von einem neuen Ballet in B . . . . . Soll grandios sein! Bitte um Bericht! Wäre vielleicht etwas für uns! Habe mit 6000 Thaler Deficit vorige Saison abgeschlossen! Serenissimus entschließt sich zur Deckung nur, wenn ich die Ausstattung eines großen Ballets mit in die Rechnung schmuggeln kann. Vielleicht sind auch einige hübsche Mädel zu haben für Corps de Ballet! Kann ich jeder Zeit brauchen! Immer nur Photographie schicken — in hübschen Positionen. Denken Sie, alter Freund, wie lästig! Prinz Albert, der unlängst von der Universität retournirt, dichtet! Trauerspiele in Versen! Spielen in uralten Zeiten bei Assyrern oder Kalmücken. Das letzte heißt: „Semiramis." Freilich ein hübscher Pferdename und brillant für Circusprogramm, auf Trense — aber nicht für Theaterzettel! Muß das doch besser wissen als Intendant eines Kunstinstituts! Habe doch auch meine Studien gemacht über „Mission der Schaubühne" und derlei chosen! Was aber hilfts, Prinz Albert wollen nun einmal die Semiramis bei Lampenlicht sehen! Soll sie haben — aber wie! Wenn mir nur der Kerl, der Lämmerfett, keinen Strich durch die Rechnung macht. War nicht zufrieden mit dem Titel: Hoftheaterdramaturg, hat auch noch seinen Doctor gemacht und hinter meinem Rücken, ganz in der Stille! Doctor der Philosophie oder so was! Infamer Kerl, ist mir ohnehin längst lästig durch sein prätentiöses Wesen. Will Alles besser wissen und blamirt mich vor den Prinzen. Alter Esel wird nächstes Jahr pensionsfähig — soll also zum Herbst seinen Laufpaß haben. Brauche solch Subject nicht wieder. Wozu Dramaturg? Was heißt das eigentlich? Mein Balletmeister kann den Schwindel mit besorgen, und die Prologe laß ich bei Ihnen machen, wenn derlei chosen nöthig! Lämmerfett also — das wollt ich erzählen, — soll die „Semiramis" in Scene setzen. Kerl speculirt sicher auf meinen Posten! Muß also fort auf alle Fälle und das bald! — Bieten mir Gastspiel von lauter Subjecten für Drama! . . . Bitte nur um Soubretten und Komiker. Mon dieu, wir wollen lachen und weiter nichts.

Sagen Sie einmal, mon cher, haben Sie nicht irgend ein Lexikon oder so ein Ding, in dem man allen musikalischen Kram nachschlagen

kann? Ich habe nur Bücher über Sport und Landwirthschaft und unsere Theaterbibliothek, darf ich des Lämmerfett wegen nicht benutzen. Der Kerl wird ja gleich merken, daß ich — — Soll nämlich nächstens großes Concert von R. Wagner'schen Chosen hier sein, und ich kenne nur Tannhäuser und Lohengrin, worin ja keine Arien sind, so viel ich weiß. Was sollen wir nun spielen? Der Kapellmeister hat sich schlau herausgewickelt und mir, seinem Chef, die Zusammenstellung des Programms überlassen. Diable! Lassen Sie mir doch so ein Ding aufstellen, mon Cher! Das ist noch practischer wie das Lexikon! Sie sehen, wie viel Qual und Noth ich habe! Abominable! — Habe gestern famose Jagd gehabt! Warum kommen Sie nicht einmal her? Würden sich gut amüsiren! Und dann unsere Corsos auf dem Eise! Wirklich grandios! Wissen Sie, daß die Aphrodite des Generals Wallach crepirt ist? Famoses Thier! Allgemeine Trauer im Jockei-Club ... Apropos, der alte Schartenkraps, der Souffleur wird stumpf. Will ihn fortjagen. Anderes Subject bitte mit Postwendung .... Morgen großes Hoffest zur Feier des allerhöchsten Vermählungstages. Gebe als Festvorstellung: „Einen Jux will er sich machen" oder den „Bräutigam aus Mexiko," weiß noch nicht bestimmt. Hätte am liebsten „Flick und Flock" gehabt, aber prima Ballerina hat bei Eis-Corso Fuß verstaucht. Prinz Felix hat ihr zu Weihnachten superbe Equipage geschenkt. Mädel hat riesig Fortüne gemacht. Denke noch immer daran, wie sie herkam, so dürr und so armselig! ... Nächsten Monat kommen hohe Gäste. Schade, daß neues Ballet bis dahin nicht rauszubringen sein wird .... Oder doch? Würde Alles drum geben! Wäre doch famos, wenn mit Novität imponiren könnte. Alte Hoheit von drüben sehr kunstsinnig, kennen Mission der Schaubühne. Apropos, in Ihrem Theaterkalender fehlt bei meiner Titulatur: Ritter des Marien-Ordens. Bitte darüber in Ihrer Zeitung eine Notiz zu bringen. Ist doch zu wichtig, daß derlei Chosen völlig in Ordnung ... Was ich über den Baryton Brüllhaase beschlossen? ...... Wenn er fort will — meinetwegen. Er ist ein vortrefflicher Chanteur, aber der Mann grüßt immer so komisch. Ist mir ganz recht, wenn Sie ihn anderswo placiren; sein Sohn soll Leitartikel für die Mitternachts-Zeitung schreiben. Abominable! ....

Doch nun Adieu, mon cher! Ist heute eine Generalbeichte geworden. Um Discretion habe bei Ihnen nicht zu bitten! Wir kennen uns ja! Apropos, lebt denn Ihre dritte Frau noch? . . .

Besten Gruß von Ihrem wohl affectionirten

Oscar von Steigbügel,
General-Intendant des Hoftheaters zu Katzenellenbogen,
Hauptmann a. D., Ritter &c.

Bleistiftbemerkung des Theater-Agenten Hirudo für den expedirenden Secretair seines Bureaus:

Wo steckt die Minna? Muß frei gemacht werden! Ist schon längst mit dem Knallhammer, der sie von Katzenellenbogen entführte, entzweit! Das Geschäft muß gemacht werden. — Souffleur Schartenkraps bekommt keine Offerte von uns; der Kerl hat vor zehn Jahren ein Spottgedicht auf mich gemacht. — Dr. Lämmerfett erhält einen Schein-Antrag nach München. Später lassen wir ihn auf dem Sand sitzen. Ich verzeihe dem Esel seine Broschüre über „Abschaffung der Theater-Agenturen im Interesse der Schauspielkunst" niemals! — Für Alwine Tugendreich ist nichts da. Nach der Dragoner-Garnison zu P. kann man so eine nicht schicken, die prinzliche Adjutanten in dem Flur stehen läßt! — Ueber das Ballet: „Die Mysterien des Serails" genauen Bericht erstatten, zumal über die Costüme im dritten Act. Habe selbst noch von meiner Directionsführung drei Dutzend blauseidener Tricots; können dabei an den Mann kommen! — Legen Sie die Photographien von Selma Krachstrebe und Ida Piepgraß bei, d. h. die im Husaren-Costüm . . . . Kapellmeister Nebelthau soll das Wagnersche Concert-Programm aufsetzen; versprechen Sie ihm dafür, daß ich seiner Tochter nächstens einen guten Contract verschaffen werde. Thun Sie das in Ihrem Namen! Verstanden? Die süßliche Liese singt falsch wie Galgenholz, werde mich nicht mit ihr blamiren! —

Zweiter Brief.

Der Theater-Regisseur Gotthold Ehrenfest an den Theater-Agenten Alphons Hirudo.

„Mein verehrter Gönner und alter Schulfreund!

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Denn das Unglück schreitet schnell!"

Ach nur zu schnell, und wir armen Erdenwürmer müssen's geduldig tragen! Du lieber Gott, ich war hier so glücklich und hatte mich mit meinen Lieben so behaglich eingerichtet und nun — wieder auf die Landstraße. Ich muß Dir umständlich schreiben, wie das kam. Du könntest sonst glauben, ich hätte irgendwie durch gröbliche Pflichtverletzung die Kündigung verdient! Höre den Sachverhalt . . . . . Wir hatten zu Ehren des Geburtstages unseres herrlichen Schiller „Wallensteins Tod". Ich hatte das Stück so gut als möglich besetzt und tüchtig probirt, und freute mich auf die Vorstellung, denn ich durfte auf eine, unseren Verhältnissen nach recht würdige Feier des großen Nationaldichters hoffen. Da erkrankte Mittags ganz urplötzlich meine älteste Tochter, meine blondlockige Lady, meine süße Edwina — Dein Pathchen! Weißt Du noch, wie fröhlich wir dazumal zu Cöln am Rhein ihre Taufe hielten? O, das war eine köstliche Zeit, denn der Schnee des Alters lag noch nicht auf meinem Scheitel, und ich glaubte noch an meine Zukunft . . . Edwina's Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Der herbeigerufene Arzt erklärte, es sei ein böses Fieber im Anzug, doch seien die Symptome noch nicht deutlich genug, um dasselbe zu classificiren. . . . Du kannst ermessen, in welcher Stimmung ich in's Theater ging und — den Buttler spielte. Mitten in meiner großen Scene mit Octavio Piccolomini verliere ich plötzlich den Faden der Rede — lieber Gott, all' meine Gedanken waren daheim, denn gerade wie dieser Act anging, war die kleine Hedwig athemlos zu mir auf die Bühne gestürzt, um mir zu melden: „Edwina sei völlig ohne Bewußtsein und phantasire!" Wie die Vorstellung überhaupt zu Ende gegangen, weiß ich nicht. In Todesangst wechsele ich, nachdem zum letzten Mal der Vorhang gefallen, die

Kleider, und eile durch die dunklen Straßen heim. Wie ich eben um die letzte Straßenecke biege, kommt eine Dame in langer Robe dahergerauscht. Ich in der Eile stolpere über das Kleid, zerreiße es wohl gar und renne, flüchtige Worte der Entschuldigung stammelnd, davon. . . . Ich flog unsere Treppen hinan, als sei ich noch ein Zwanzigjähriger . . . Das arme Kind! Wir schwebten Alle mit ihr zwischen Leben und Sterben . . . Es war eine furchtbare Nacht . . . Auch die beiden kleinen Zwillinge wachten. Großer Gott, ich glaube mehr vor Hunger, als vor Aufregung; denn die zarten Wesen konnten ja noch nicht ahnen, was so ein Elternherz bewegt in solcher Stunde der Heimsuchung. . . . Morgens ganz früh kam der gute alte Theaterarzt. Er fand den Zustand recht bedenklich und verordnete Mehreres. Ich laufe zum Director, um ihm um einen kleinen Vorschuß anzusprechen. — Statt des Geldes empfing ich meine Kündigung! . . . Ich stand wie vom Donner gerührt und wollte meinen Worten nicht trauen, bis mir der Director kalt und förmlich erklärte, daß ich seine Gemahlin am gestrigen Abend fast über den Haufen gerannt und daß eine solche Kurzsichtigkeit auf der Bühne leicht zur schrecklichsten Blamage führen könne. Umsonst waren alle meine Entschuldigungen! Vergebens der Hinweis auf Alles, was ich dem Institut während der drei Jahre geleistet, die ich nun schon hier verlebte! Der Director zuckte die Achsel und — ließ mich stehen! . . . Ich wankte davon, und seit der Stunde ist mir's, als sei ich nicht mehr der Alte! Es ist mir drinnen etwas gebrochen — ich weiß nicht was, aber ich fühl's, es ist nicht wie früher! . . . . Ich will Dich nicht ermüden mit der Schilderung dessen, was ich daheim litt. Wir haben unser Bissel Schmuck versetzt, ja sogar unsere Trauringe, um nur die Medicin bezahlen zu können! Da sitze ich nun mit meinen sechs Kindern, entblößt von Allem! Sei Du, alter Jugendfreund, jetzt mein guter Engel! Es ist Dir ja ein Leichtes, mir zu helfen, da Du ja allezeit mir ein Engagement schaffen kannst!

Ich mache nicht die geringsten Prätensionen, wenn ich nur gleich wieder irgendwo ankommen kann! Schicke mich wohin Du willst — mach' mich zum Inspicienten, zum Souffleur, nur laß meine Kinder nicht länger hungern! O könntest Du aus Deinem warmen, reichgeschmückten,

lichtstrahlenden Salon einen Blick in unser kaltes und düsteres Elend werfen, Dein Herz würde sich erweichen! .... Lieber Gott, womit habe ich solch' ein Schicksal in meinem Alter verdient! Ich habe doch so redlich gestrebt, in meiner schönen geliebten Kunst etwas Tüchtiges zu werden, und mancher Kenner hat mir zugestanden, daß ich diesem Ziel nicht allzu fern geblieben! Und doch hab' ich's zu nichts gebracht und sehe mit Grausen in den aschgrauen Horizont meines Lebens hinein. Ein alter Comödiant ohne Sparpfennig, ohne Pension. Und ich hab' mein Bissel Geld nie vergeudet, das weiß der Allmächtige! Da sind sie unlängst zusammengekommen in Weimar! Du hast sicherlich davon gehört. Mein altes Herz schlug vor Freude, wie ich's las, daß endlich einmal unser Stand dem Beispiel aller anderen folgen wolle, um sich als Stand zu consolidiren und all' die Segnungen der Association auch für seine Angehörigen auszunützen! Die Herren Intendanten und Directoren sind diesen edlen Bestrebungen theilweise entgegen gekommen, und ich höre daß der arme Pariah fortan nicht mehr den Sultanslaunen seines jeweiligen Brodherrn wie früher Preis gegeben sein solle! Er werde nicht nur Pflichten, wie es seither war — sondern auch Rechte haben! Gott gebe, daß das sich bald realisire. Aber die Krankheits- und Alterversorgungs-Kassen?! Bislang ist nur in Berlin*) dazu der Anfang gemacht; in der ganzen übrigen Schauspielerwelt scheint es zu bleiben, wie es gewesen, d. h. der gutversorgte Hofschauspieler bleibt indifferent und reservirt wie früher, die Mitglieder der Wandertruppen und Stadttheater, aber leben nach wie vor in's Blaue hinein und lassen sich durch die niedrigste Arbeiterklasse beschämen, welche derlei Kassen besitzt! Man schlägt in der guten bürgerlichen Welt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn man das hört, und begreift nicht, wie ein aus Tausenden von intelligenten Leuten bestehender, im Ganzen doch gut bezahlter Stand so bodenlos leichtsinnig und so wenig wirthschaftlich und vorsorglich sein kann! Und woran liegt's, daß wir uns nicht aufraffen und fest und einig zusammen-

*) Die Organisation der Association ist mittlerweile rüstig vorwärts geschritten und der allgemeinen Pensionskasse der Schauspieler gehören bereits viele hundert Mitglieder an. Möge das Institut nicht das Schicksal der ehemaligen „Perseverantia" erfahren!

stehen? An unserer inneren Zerfahrenheit und an dem Mangel an Stabilität. Erstere ist die Folge von der moralischen Dissolution, welche die vielen niedrigen Elemente unserem Stande durch das seit der Concessionsfreiheit von Jahr zu Jahr in's Unglaubliche wachsende Proletariat zuführen, und letzteres ist die nothwendige Folge unserer Ahasverus-Existenz, die nirgend ihr Heim hat! Der Histrione fühlt sich wie auf einer schwimmenden Insel, ihm fehlt die feste Basis, die der guten bürgerlichen Gesellschaft so zu Statten kommt. Lieber Gott, wie viel schöne Dinge haben die guten Herren in Weimar über das Alles so recht mir aus dem Herzen gesprochen, aber — wird's auch nachwirken? Ich hoffe zu Gott, dieses Mal bleibt's nicht wie es war und die Sache verläuft nicht wie so oft im Sand! Mein altes Herz freut sich, wenn ich daran denke! Nur aus einer vollständigen socialen Regeneration kann sich der deutsche Schauspielerstand auch artistisch reformiren! Und das thut bei Gott noth! Sieh Dir's nur an, was heut zu Tage Comödie-Spielen heißt! Jeder Schustergesell läuft von seinem Schemel fort und direct auf's Rauchtheater! Hat er nur eine halbwegs gute Lunge, welcher der Cigarrenqualm nichts schadet, so ist er nach einer Saison ein fertiger Künstler! Und wie tritt so ein haarbuschiger Gesell im Leben auf, und wie cordial nennt er die ersten Meister der Kunst seine Collegen, und welche Forderungen macht er in Bezug auf Gage! Und derlei Gesellen sollen den gesunkenen Geschmack heben? Mich überläuft's, wenn ich an unsere Jugend denke! Weißt Du noch, mit wie heiliger Andacht man dazumal in's Theater ging? Erinnerst Du Dich des Abends, da wir Eßlair zum ersten Male sahen? Und wie wir unter Immermann's Leitung im schönen Düsseldorf die Feuertaufe bestanden? Wie Vater Anschütz noch in der Fülle der Kraft und im Glanz der Jugend wirkte und Marr und Grunert und all' die Herrlichen! Und jetzt? . . . Ach, und schlimmer noch wie jene Handwerksburschen, von denen ich oben sprach und die bisweilen doch auch frisch und voll aus einem reichen Gemüth und einer unverdorbenen Ursprünglichkeit schöpfen, sind diese Herrlein von der Secundaner-Bank mit ihrer „kunstphilosophischen Bildung“, die in irgend einer Theaterschule bei einem großen Hoftheaterkünstler halbwegs gelernt, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und nun keck

und frech in die Welt laufen mit drei eingepaukten Rollen und als Gastspielvirtuosen von Stadt zu Stadt reisen, überall voraus annoncirt durch die Lärmtrompete der Reclame, in welche die käufliche Kritik mit vollen Lungen stößt! Wir hatten so einen Menschendarsteller auch hier. Er spielte aus besonderer Gnade in meinem Benefiz. Ich hatte den „Nathan" gewählt. Man rieth mir zum „Glöckner von Notre-Dame", der viel mehr Kasse machen würde. Allein, lieber nichts einnehmen, als solch ein Stück zu einem Ehrenabend geben! Das hieße ja mit dem Programm meiner ganzen früheren artistischen Wirksamkeit total brechen! Freilich war's sehr leer im „Nathan", trotz des Gastes! Ach und wie spielte der Mann die schöne herrliche Rolle! Er sprach gar gelehrt über das Stück, er verstand vier lebende Sprachen und drei todte und schrieb sich seine Recensionen in vortrefflichstem Style. Aber was hilft das Alles? Unwillkürlich fiel mir Grillparzer's Verslein ein:

„Wohl dem Künstler, der Bildung hat,
Mit einer Bedingung indessen,
Wenn es kommt zur gestaltenden That,
Muß er auch die Bildung vergessen!"

Goldene Worte, die Niemand mißverstehen kann, der eine Ahnung hat von dem wahren Wesen der dramatischen Reproduction! ... Weißt Du noch, wie wir uns zufällig einmal in Stuttgart zusammentrafen, da Grunert dort diese Rolle spielte! Wir waren zu Thränen gerührt und unsere Herzen glühten in hoher Begeisterung, und wie der Vorhang fiel, gingen wir strahlenden Gesichts hinaus in die helle Mondnacht und schwuren ewige Treue der wahren Kunst! O welch' goldene Zeit, und wie rosig lag das Leben damals noch vor uns! ... Horch, mein Kind stöhnt im Schlaf! ... Ich hatte all' mein Elend auf einige Minuten vergessen im Geplauder mit Dir! Hilf mir, einzigster Freund! Es ist Dir ein Kleines, ein Leichtes! ... Mein Licht erlischt, der Morgen graut! Welch' einem Tag des Jammers wird er vorleuchten?

Dein tiefgebeugter

Gottwald Ehrenfest."

Bleistiftnotiz des Agenten.

Sonderbarer Schwärmer! Erinnere mich dieser Schulkameradschaft nicht. Bin aber heut guter Laune, weil mein Nero in Baden-Baden den ersten Preis gewonnen. Mag der Kerl also als Inspicient zum Schmierendirector Baldrian Schimmelkunst gehen. Vielleicht merkt man's dort nicht, daß der alte Narr nicht nur kurzsichtig, sondern auch harthörig geworden ist. Zu besseren Bühnen kann ich ihn nicht mehr schicken; man blamirt sich. Daß solche Leute, die nicht mehr in die Zeit passen, auch nie den rechten Moment zum Sterben finden!

Dritter Brief.

Der k. k. Hofschauspieler Waldemar Gloriosus an den Theater-Agenten Hirudo.

Alter Junge!

Verdammtes Pech in „Tripstrill". Gestern beim ersten Auftreten völlig leeres Haus. Nur meine „Freiberger"*) drin. Unbeholfene Garderobière wirft den von mir bestellten Kranz nicht mir, sondern dem ersten Liebhaber. Homerisches Gelächter bei den Gründlingen im Parterre und in Folge dessen kein Applaus beim Schluß. Meine Claque ist zum Schweigen gezischt. Schändlicher Skandal. Kleines Schandblatt hier bringt unter dem Titel: „Untergang den Gastspielvirtuosen" nachstehendes abscheuliche Referat: „Gestern Abend begann der bekannte Reclamenschmied Waldemar Gloriosus an hiesiger Bühne mit Brachvogel's Narziß einen, wie es heißt, auf zehn Abende fixirten Gastrollencyclus. Das Haus war leer und der Beifall, abgesehen von einer schlecht organisirten Claque (und darin ist der k. k. Hofschauspieler doch sonst Meister) sehr gering. Er entsprach der Leistung. So oberflächlich, so unbedeutend haben wir diese Rolle nie zuvor spielen sehen! Dabei gesuchte Details, bizarre Nüancen, coulissenreißerische Abgänge — u. s. w." Sie erlauben meinem Gänsekiel, daß er es hiermit genug sein läßt. Natürlich darf solches Zeug nicht in die große Welt hinaus. Wie würden meine Feinde (und

*) Die Inhaber von Freibillets werden in der Coulissensprache so genannt.

welcher große Geist hätte deren nicht wie Sand am Meer) sich in's Fäustchen lachen, wenn sie von dieser Niederlage in „Tripstrill" hören würden! Ich sehe die höhnisch grinsenden, schadenfrohen Fratzen ordentlich vor mir! Also, lieber Geschäftsfreund, ein anderes Referat fabriciren. Ausverkauftes Haus — Blumenregen — Orchestertusch — Zahllose Hervorrufe und Fackelzug. Freund Benno Schlippermilch, Ihr Factotum wird das mit üblicher Gewandtheit schon besorgen. Ich lege dafür 5 Thaler bei. Den bewußten Appendix von „genialer, geistvoller Auffassung" ꝛc., soll er recht gelehrt halten und mit Fremdworten spicken, denn ich möchte den Artikel nach H., der Universitätsstadt, schicken, wo ich zunächst gastire. Dort muß man den Professoren und Studenten durch so etwas imponiren. Er mag geschickt andeuten, daß ich eigentlich Philosophie studirte, daß Tieck mein Lehrer gewesen und für die Damen füge er bei, daß ein romantisches Dunkel über meiner Geburt liege. So ein „Mädchen aus der Fremde" zieht riesig bei den Weibern. Er kann ebenso erwähnen, daß ich auf meinen Taschentüchern und Briefbogen eine Krone führe und im vorigen Sommer mit dem italienischen Kronprinzen die Umgegend von Rom und Neapel durchstreifte. . . . . Offen gestanden: Ich habe etwas Angst vor dem Studentennest. Man soll da in diesen Professorkreisen natürlich den geistreichen Mann spielen. Ich habe mir freilich den Kopf mit Citaten aus Gerwinus und Ulrici vollgepfropft zum Platzen, aber ich fürchte, es ist damit nicht abgethan. Jetzt lerne ich Fremdwörter auf Mord und Tod. Was thut der Mensch nicht Alles für's tägliche Brod! Sie lachen? Ich auch, mein Bester! Aber vor der Welt ist die Larve nur zu nöthig, so lästig sie bisweilen sein mag! . . . Apropos, wie steht's mit dem Gastspiel am Hoftheater zu S.? . . . Das ganze Honorar soll in Ihre Tasche fließen. Hübsche Villa gekauft in Salzkammergut. Besuchen mich doch dort nächsten Sommer? Hat schmählich viel Geld gekostet! Nun — wir haben's ja! . . . Sie sammeln für einen alten erblindeten Tenor! Wenn Sie die Beiträge in Ihrem Blatte einzeln und mit Namensnennung publiciren, gebe ich zehn Thaler! Sonst — zwei! . . . Wie ist das mit dem Gastspiel-Repertoire in H.? Ich sehe eben, Sie haben mir da auch den „Lear" und den „Richard III." aufoctroyirt! Nein, mein Lieber, das wird nicht aufge-

führt. Die Rollen strengen mich zu sehr an, und außerdem werde ich mich hüten, vor den Herren Magistern in „Shakespeare" zu machen. „Hamlet" kann ich riskiren, denn für die Rolle hab' ich mir eine köstliche Reclame von dem alten Hungerdoctor in B. machen lassen, welche dem Publikum eine neue Auffassung so weiß macht, daß es ihnen auf alle Fälle blau vor den Augen werden muß! Auch den Mephisto spiele ich nicht gern, höchstens als letzte Rolle, wenn man mir nichts mehr anhaben kann! Seitdem ich mich einmal mit der Etymologie des verfluchten „Encheiresin naturae" vor den Professoren von Heidelberg blamirte, liegt mir die Rolle gar nicht mehr bequem! Wozu auch all' das schwere Geschütz! Im Lustspiel läßt sich den gelehrten Herren leichter Sand in die Augen streuen, und schließlich ist's ja nicht der Ehre, sonder nur — des Raubes wegen! Guter Witz das! Nicht? Von mir selbst — auf Taille. Wissen Sie schon, daß meine verflossene Frau sich der italienischen Oper widmen will? Machen Sie die alberne Person doch in einer pikanten Notiz einmal recht lächerlich! — Haben Sie nicht irgend einen Literaten für mich zur Disposition, der für guten Gehalt mit mir als Reclamist reisen möchte? Zahle solchem Subjekt gern fünfzig Thaler monatlich und die Reisespesen. Ist durchaus nöthig ... Anbei erhalten Sie ein Fäßchen famose Natives-Austern. Bon appetit! ... Das mir dedicirte Trauerspiel von Anastasius Butterblümelein habe gelesen! Wie soll ich mich mit dem Menschen abfinden? Er schreibt die Referate in der „Theeblume" und ich darf ihn nicht zum Feind machen. Kuriose Kostgänger hat doch unser Herrgott; wie kann man heut zu Tage nur noch Tragödien in Trochäen schreiben! Ist übrigens Genie in dem Kerl! Wird aber nie praktisch werden und das Bedürfniß der modernen Bühne erfassen! Habe ihm Andeutungen gemacht zu Comödien und „Sittengemälden", aber der Dummkopf ist dadurch verletzt und phantasirt von der Keuschheit seiner Muse! Recht magere Göttin! Hoffe, daß Sie Alles besorgen und grüße Sie tausend Mal. Trinke heut Abend Ihr Wohl in einer neuen Sectmarke und telegraphire über dieselbe morgen.

Ihr stets getreuer

Waldemar Gloriosus.

Bleistiftanmerkung für Benno Schlippermilch.

Die fünf Thaler habe ich nicht gefunden, die für Sie bestimmt waren. Werden trotzdem den Artikel sofort abfassen und nach Vorschrift. Sind dafür ja ohnedies von mir engagirt ... Gastspiele sämmtlich zu arrangiren, wie oben gewünscht wird. Telegraphiren Sie nach allen Ecken und Enden der Welt! Im Hoftheater zu S. muß der dortige Intriguant vor dem Gastspiel an die Luft gesetzt werden, denn er würde unserem Freunde zu viel Concurrenz machen. Locken Sie ihn durch einen Scheincontract fort! .... Die Notiz über die italienische Primadonna nicht zu vergessen! — Apropos, ich habe gestern unterlassen, an den Quartaner Fritz Kleinmichel zu schreiben, daß ich ihm das Referat entziehe. Der Bengel tadelt meine Abonnenten, weil sie ihn vielleicht nicht in der Kneipe frei halten. Herr Bullenkopp soll an seine Stelle treten. Brauchbares traitables Subject; schreibt freilich nicht ganz orthographisch, — müssen die Critiken ein Bischen nachfeilen. ... Herr B., unser Referent in Leipzig fordert Honorar. Schreiben Sie ihm, er möge sich das von den Comödianten zahlen lassen, die er lobt. Ich gebe nicht einen Dreier. Kann hundert andere haben.

Hirudo.

Vierter Brief.

Der ehemalige Budiker jetzige Theaterdirektor Johann Piepmeier an seinen Jugendfreund den Schweineschlächter Kalinke.

Mein juter Kalinke!

Hut ab, Junge, Hut ab vor mich! Weeß Jott, ick meine dies im Ernst! Ick bin nich mehr der Budiker, als welchen Du mir bei Deiner letzten anwesenden Gejenwärtigkeit in den dunkeln Keller bei Braunschweiger-Blutwurst und Danziger Doppelkümmel gesehen hast — nee oller Schwede, die Zeiten sind vorüber! Hut ab vor dem Herrn Theaterdirector. Ja, sperre man die ollen Kalbsoogen uff — da steht det jroße Wort von dem jroßen Titel, der nanu meine Person auszeichnen thut.

Wenn Du Dir von Deinen Schreck verpustet hast, will ick Dir zu wissen thun, wieso des so jekommen is.

Daß ick een Achtel von die Braunschweiger Lotterie gewonnen habe, weeßt Du. Na, det Budikergeschäft is ooch jut jejangen. Bei die schlechten Zeiten jeht am meisten druff, un die Menge soll's bringen. Sie hat es jebracht un eenes schönen Morgens konnte ick mit eenem gefühlvollen Blick uff meinen Arnheim zu meine Karline sagen: „Nanu sind wir wohlhabende Leute!“ Karline sagte: „Denn is jut. Setzen wir uns als Renthiere in eene Villa an den Schaafsjraben.“ — Aber dieser Vorschlag widerstrebte meiner angebornen Lust zur Arbeet un Handthierung. Ick muß nu mal so was zu pusseln haben, sonst is mich nich wohl. Also wie ick das Ding nu so mit mich herumdrage, kommt so'n Tanzmeister oder Komödiant zu mir, der jeden Morjen seinen letzten Jroschen in der Kellerwirthschaft verfrühstückte. Dem klagte ick mein Leid von das ville Geld un meinen Ehrjeiz. „Herr Jott“, sagte Kulicke (so heeßt der Kerl), „werden Sie doch Theaterdirector!“ — — — Des Wort gefiel mir, un obschon Karline davon nichts wissen wollte, mich ließ es keene Ruh mehr, un ick fragte Kulicke, wie ick des anfangen müßte. — — Der Kerl, een feiner Junge, wie er is, wußte nu so ville zu schnacken, daß ich mir entschloß un mir von so'n Winkelschreiber 'ne Eingabe machen ließ. Na, die Concession hatt' ich ja jleich weg, obschon ich jroße Bange hatte. Kulicke indessen bekämpfte meine Furcht, indem er mir fragte: „Haben Sie schon mal wejen Mord, Brandstiftung oder derlei Malhör vor's Schwurgericht gestanden?“ „Nee.“ „Haben Sie immer pünktlich Ihre Abjaben bezahlt und nie nich Diebe oder derlei Jeschäftstreibende bei sich beherbergt?“ „Nee.“ „Na, was sind Sie denn bange? Sie haben viertausend Dahler un sind darum der richtige Mann zur Bejründung eines norddeutschen Kunstinstitutes un — die Concession muß Ihnen werden!“ Un sie ward mich! Da wurde jar nich lange mit gefackelt un gefragt, un dieses sind die Foljen der wohlthätigen Gewerbefreiheit, was wir Lasker'n und derlei Menschenfreunden zu verdanken haben. Ein Komödienhaus fand Kulicke ooch bald. Es war eine Pferdeverleihanstalt jewesen, die bankerott gegangen war, mit einer schönen Arena darin, was sich mit jeringen Kosten umbauen ließ. Der

Kulicke is ein Hauptkerl. Mit sechshundert Dahler war Alles fertig. In die Pferdeställe bauten wir die Ankleidezimmer rin, die wejen Feuersgefahr keine Oefen bekommen konnten, worauf meine Karline meinte: „die armen Komödiantenmachergesellen würden sich in die Löcher dem Tode holen“, worauf Kulicke sagte: „Sie hätten Alle weißes, kaltes Blut un wären dadran schonst gewöhnt un wir sparten die Kohlen.“ Is ein Hauptkerl, der Kulicke, un ick habe ihn als Rejissör in Lohn genommen. (Des is so'n Knecht bei's Theater, was Alles in Ordnung bringt bei die Spielerei un es nich zur Keilerei kommen läßt und die jungen Menschen abrichtet zu des Geschäft, was manchmal nich leicht is.) In die Manege haben wir das Parterre hineingemacht, un darum rum sind Logen, und ein Paradies hab' ich dahin bauen lassen, wo sonst das Musikantenvolk saß, was jans jut jeht, obschon das Ding mal leicht zusammenbrechen kann, wenn es Sonntags voll is, was aber nichts macht. Alles is mit Blutwurstfarbe angepinselt und mit Joldleisten verziert und an den Wänden sind Gypsköppe von jroße Musikanten un so'n Deibelsvolk, was vor's Theater was Berühmtes jemacht hat. Das Janze sieht propper aus un die Preise sind sehr honnett, da der kleene Mann uf'n Groschen sehen thut und ihn lieber verzehrt, was mich ooch nich entjehen thut, weil ick die Restauration habe. Die Restauration is die Hauptsache un geraucht wird ooch, was freilich für die Sänger manches Mal nich angenehm sein muß, aber Kulicke sucht mir schon die rechten aus mit die Ochsenlungen. Meine Gesellschaft is nich jroß, dafür wechselt sie sehr oft. Ick habe da zwei Kerls, die Sänger sind und jottvoll singen, un zwei hübsche Harfenmädchens dazu, die alle Abend ran müssen, un worin die jungen Bengels wie doll sind un ihnen Eierpunsch schicken, natürlich aus der Restauration. Diese vier Leute is meine Oper, womit ich Alles mache. Das Chor der Rache besteht aus kleinen Gesangvereinen, die davor Freibillets kriejen. Kulicke macht das Alles, un neulich haben wir den „Postillon“ jejeben, ick sage Dir, es war nich schlechter als bei Kroll in die Sommermonate! Und es war jerammelt voll un macht noch sechs „volle Häuser“, wie Kulicke meint. Mein Orchester is propper, aver billig. Es sind aber doch zwölf Mann. Nächstens will ick damit die „Lucretiah“ loslassen und später die „Afri=

kanerin", wo ich das Schiff vor fünfzig Dahler machen lasse und noch zwei oder drei Kerls engaschire, die anderswo durchjefallen sind. „Es jeht Alles", sagt Kulicke, und des Publikum amüsirt sich ja auch janz jöttlich und ick werde ein reicher Mann dabei. Anfangs dachte ick, es wäre mit die Menschen bei's Theater viel Krawall, aber des is nich der Fall. Jroße Künstler, die sich nichts bieten lassen, jiebt's nich mehr ville (wie Kulicke sagt). Meine Leute sind meistens Schustergesellen un Barbierer, die in Folge der Gewerbefreiheit zum Theater jejangen sind, wo sie mehr kriejen und „Herr" heißen un sich uffspielen können bei die Mädchens. Das is so Alles durch die Gewerbefreiheit gekommen, wie Kulicke sagt. Un will Eener mal uffmucken, na dann setzen wir ihn sofort an die Luft. Es jiebt alle Dage Andere! Uebrigens sorgt der Kulicke sehr jut vor die Ordnung, und ein Theaterstrafbuch hat er mir für meine Leute jemacht — ick sage Dir, jroßartig! Da is z. B. ein Paragraph: „Wer die Kinder des Directors nicht jrüßt oder ihnen im Kampf mit andern Straßenjungen nicht beisteht, bezahlt 10 Sgr." Die Strafgelder fließen in meine Tasche und ick bin davor keinem Deibel verantwortlich. Un weiter: „Wer den Director sein Weißbier nicht trinkt und jeden Abend vor allen Gästen lobt, zahlt 15 Sgr." (Jöttlich, nich wahr?) — Meine Leute bekommen nämlich die Hälfte der Gage baar, die andere in Marken vor Jetränke und Speisen; wer sich das nich will gefallen lassen, wird sofort entlassen! „Immer entlassen, des is das Richtige", sagt Kulicke, „wenn so'n Kerl nichts zu beißen hat, kommt er doch wieder!" Und so is es. Er hat Recht. Da war neulich so'n Kerl aus der Provinz engaschirt, der spielte die ersten Liebhabers. (Ick hatte vier Wochen zum Versuch auch Schauspiel, was ick aber uffsliegen ließ, weil dabei die Zuschauer in den Zwischenacten nich jenug verzehren thun. Ick weeß nich, woran das liegt.) Also der Kerl hatte jroße Rosinen im Sack und beklagte sich, daß man unten im Parterre rauchte und des sei er nich jewöhnt und des sei eine Schändung der Kunst. Kulicke war jrad nich da, als er mich des sagte, un ick gab ihm sein Geld und er jing, weil es unter der Künstlerwürde sei, in so ein Theater zu spielen. Nach vier Tagen kam er wieder un sagte: er habe nirgends ankommen können, un seine Kinder müßten hungern un seine Frau sei todtkrank,

un da hab' er's über sich jewonnen, wieder bei uns anzuklopfen! Kulicke aber sagte ihm da schön Bescheid un meinte: es wäre nur Jnade vom Herrn Director (damit verbeugte er sich vor mir), wenn er wieder bei mir in Lohn käme. Der Komödiant sagte nichts un streckte die beiden Hände zur Decke un war leichenblaß un weinte, daß ihm die hellen Thränen über die einjefallenen Backen herunterliefen. — — So'n Jux erlebt man bei des Jeschäft! Jck sage Dir, Junge, es is was Jroßes um so'n Theaterdirector un ick plantsche in Wonne. Na, und nu erst der Witz mit des Weibsvolk. O, der Kulicke is ein Hauptkerl in des! Wir haben nämlich auch ein Ballet bei mein Theater. Kulicke is ja von Haus aus Tänzer un studirt Allens in und zwar am Sonntag unter der Predigt, weil sonst die Mädchens keine Zeit haben, weil sie in der Woche in den Weißwaarenjeschäften arbeiten un bloß Abends nach Achte zu mich schlipfen un als Nymphen jaukeln vor zehn Jute Honorar. Da is Eene — ick sage nichts, aber, Junge, wenn meine Olle nich wäre. — Die Mädchens bringen ville Jeld, weil ick nach achte immer Ballet zum halben Preis jäbe und die jungen Männer doch immer nachher noch sitzen bleiben un traktiren, daß die Böhme knacken. Kulicke weiß das immer sehr fein zu machen, daß die richtijen Potsdamer abjefaßt werden, un die Mädchens amüsiren sich ja doch ooch dabei! Das Costüm stelle ich ihnen selbst und das bin ick der „Kunstwürde" schuldig, wie Kulicke sagt, denn sonst thäten die Mädchens jar nichts mehr anziehen und man muß doch der Moral einige Concessionen machen! Was sagst Du dazu? Selbst in die Zeitungen bin ick schonst ringekommen un da is so'n Kerl, den hat Kulicke uffjejabelt, der über unser „Kunstinstitut" was rinbringt. Kostet zehn Dahler pro Monat, aber des Klappern jehört zum Handwerk, un es is nu mal mein Ehrjeiz! Man will ja doch nich bloß Geld verdienen. Nächstens wollen wir ooch noch Kinderballets jeben. Jck habe uff eene Annonce zweihundert Anmeldungen von Eltern jekriegt, die ihre Jöhren dazu herjeben wollen. Man soll nich sagen, was vor'n Kunstsinn hier is! Meine Olle (na, sie is ja man beim Schwarzbrot un Katechismus uff'm Lande jroßjeworden) meint freilich, das wäre unmoralisch, aber Kulicke entgegnete: „Frau Directorin dieses Wort is ein überwundener Standpunkt", worauf ick ihr die Redens-

art in des Gesicht schmetterte: wie kann Etwas unmoralisch sind, womit man Jeld verdient. Kulicke sagte, des wäre ebenso jeistreich wie witzig. 'S is ein Hauptkerl. Vor'm Jahr noch sagten alle Kutscher, die in meinen Budikerkeller kamen: so'n Heuochse als wie ich jäb's jar nich mehr — un nanu? Ja, oller Junge, man is nich umsonst Vorstand von ein norddeutsches theatralisches Kunstinstitut. Darum Hut ab vor mich. Sollst mal sehen, wie meine Komödianten vor mich deckeln! Wenn ick manches Mal so in meine Loge sitze un mir den janzen Rummel so mit ansehe un Alles nach mir guckt un die Portihrs mit jroße Compliments mir alle Thüren uffmachen, denn denk ick oft: bist du's, oller Budiker, oder bist du es nich? Un wenn ick so in die Zeitungen lese von „kunstsinnige Oberleitung meines Theaters“ und von „taktvollen Director, der mit wahre Humanität seine Kunstjünger behandelt“ oder „wahre Pflanzstätte zukünftiger Genie's“, da wird mich manches Mal janz jrün und jelb vor die Oogen. Kulicke meint, des Alles wäre nur in der Ordnung un ick verstände den Rummel schonst ville besser, als Herr von Hülsen oder Herr von Perfall, was die Hoftheater-Obersten sind in München und bei uns! Siehst Du, mein Junge, zu was so'n Budiker heut zu Tage Alles kommen kann! Kulicke sagte neulich: „Zu Schiller seine Zeit (Du kennst den doch wohl, et is der, der das Stück „Die Räubers“ geschrieben hat) hätte davon keen Pferd geträumt, aber des wäre nu so der Jeist der Zeit!“ Was sagst Du zu das? Rutsche doch bald zu uns rüber un besuche mir un mein Theater, da sollst Du sehen. — Na ick sage nichts mehr un jrüße Dir mit aller Liebe.

Johann Piepmeier, Theaterdirector.

Bleistiftbemerkung des Theater-Agenten Hirudo.

Ein glücklicher Zufall ließ Schlippermilch diesen Brief finden. Diesen Kulicke muß ich mir kaufen. Warum sollte ich nicht auch mit Piepmeier Geschäfte machen? Die nächste Nummer meiner Zeitung soll einen Artikel über sein Theater bringen. Es lebe die musa nicotina!

Discrete und indiscrete Erinnerungen an eine Gastspielsaison

aus dem Tagebuche eines Opern-Regisseurs.

Zwischen der schönen Morgenstunde, in welcher der Theaterhabitué bei seinem Mokka mit dem untrüglichen Blick eines astronomischen Observators aus einer zwischen allerlei feuilletonistischen Blüthen und Blättern versteckten „Kunstnotiz“ oder aus einem von sauren Heringen und Kieler Sprotten umrahmten Inserate, dessen geistiger Erzeuger natürlich stets ein dem Theaterbüreau ganz fernstehender „Kunstfreund“ ist — einen neu heranziehenden Kometen für die Gastspielsaison herauswitterte, bis zu der herrlichen Abendstunde, in welcher der gefeierte Gast zum allerletzten Mal nach einer niemals vorher präparirten Rede sein edles Künstlerhaupt in aufrichtiger Bescheidenheit vor dem letzten Bravo eines heiseren Claqueurs neigt, liegt eine Zeit der Aufregungen und Abspannungen für das Gesammtpersonal, von dem sich das Publikum im heiteren Genuß der ihm gebotenen besonderen Kunstleistungen wahrlich nichts träumen läßt! Es ist in der That, als wäre urplötzlich ein riesiger Komet in die stille Harmonie der Sphären hereingeplatzt und jeder Stern und jedes Sternchen fragt sich nicht ohne Bangen: „wird der stolze Herr die kleine Welt in Frieden lassen, oder wird er mit Dir carambolirend den nachwehenden Schweif seines die Welt durchglänzenden Ruhmes gegen Dein bescheidenes ego schlagen?“ Vom Regisseur bis zum Coulissenschieber geht eine unruhige Aufregung durch das Personal, voll Sorge ist der Souffleur, in Angst der Requisiteur, ganz kopflos der Inspicient. Dieser fürchtet eine Blamage für sein Ressort, jener zittert vor den ihm bereits bekannten Launen des Gastes und der dritte hofft

auf eine Gratification; alle aber haben das beängstigende Gefühl einer Gewitterschwüle. Und immer näher kommt der gefürchtete Tag der ersten Probe. Schon werden die üblichen Annoncen inserirt, schon sprechen die im bekannten Rembrandt'schen Halbdunkel gehüllten Reclamen über die aus „guter Quelle“ geschöpften Einzelheiten des Gastspiel-Repertoirs, schon drängen sich vor den Fenstern der Kunsthandlungen die Zöglinge aller höheren Töchterschulen und die Jünger des Mercur, um die Bilder der zu erwartenden Gäste zu begaffen, welche sie einer im Kossak'schen Feuilletonstyl gehaltenen Kritik unterziehen. Endlich bricht der verhängnißvolle Morgen der ersten Gastspielvorstellung an. Die Dienstmänner, welche verbotenen Billethandel treiben, sehen die mit Rosenfingern über den Theaterplatz emporsteigende dämmernde Eos mit besonderer Freude und bespötteln die armen Haushälter und Dienstmädchen, welche frierend und schimpfend vor dem Thor der Tageskasse harren. Der Gast soll über Nacht angekommen sein, die Probe ist ganz früh angesetzt. Die Menge Derer, die Billets kaufen wollen, wächst von Minute zu Minute. Choristen und Musiker sind die ersten Mitglieder des Personals, welche zur Probe kommen; sie fürchten die großen Strafen bei der kleinen Gage am meisten. Daher ihre „Berufstreue“. Sie schimpfen und frieren und rauchen den Rest der Cigarre vom Abend des vorigen Tages. . . . Dann kommen die Solisten; die Damen fahren. Ihre Köpfe sehen nicht salonfähig aus, und eingehüllt sind sie wie alte Matronen. „Das ist das Fräulein X..?“ ruft ein Dienstmädchen aus, welchem zum ersten Male die gefeierte Primadonna zu Gesicht kommt. „Ah, sieht sie doch Abends ganz anders aus!“ . . . Die Dämchen vom Ballet sind die letzten. Sie sehen gar so müde aus! Jetzt kommt der Theaterdiener, roth bis zur Stirn, und athemlos bricht er sich Bahn durch die Menge. Die Herren Dienstmänner ahnen bereits Etwas; ein vielsagender Blick des Theaterdieners hat die kundigen Thebaner instruirt. Bald flüstert man ringsumher, daß die Vorstellung höchstwahrscheinlich nicht stattfände — Warum nicht? — Der Gast ist nicht eingetroffen! — Schon wieder einmal! — Und darum friert man hier drei Stunden! — Was wird jetzt gegeben? — Dort kommt der Regisseur. — Er scheint noch nichts zu ahnen. — Eine große erwartungsvolle Pause tritt ein. Endlich strömt

aus der Thür für Bühnenmitglieder die Menge des Chor- und Orchester-personals. „Ach so — es ist also nichts! — Keine Probe; der Gast kommt erst Morgen! — — Morgen? Er wird gar nicht kommen!“ — Nach zwei Stunden verkündigen große rothe Extrazettel allen Einwohnern, daß Herr Y. mit seinem Eilzuge in M. im Schnee stecken geblieben sei und erst morgen sein Gastspiel eröffnen könne! ... Die Billets der Zwischenhändler sinken in eine bodenlose Tiefe.... Hier und dort äußert ein Pessimist: Herr Y. kommt gar nicht. Ich wette darauf.... Hunderte erzählen das als gewiß verbürgte Nachricht weiter und der rothe Zettel wird gegen Abend bereits vielfach mit ironischem Lächeln und skeptischem Kopfschütteln betrachtet. Inzwischen ist zum Unglück für den Director ein Sänger krank geworden und weil für dessen Partie kein Ersatz möglich, kann die erste Vorstellung des Gastes überhaupt nicht mehr stattfinden. ... Was also dafür einschieben? Und wird Herr Y., der ein heikler Mann ist, sich damit zufrieden geben? Und wird diese Abänderung auf das Kassenresultat dieser ersten Gastvorstellung nicht sehr nachtheilig einwirken? Und was heute Abend geben, um nur auf die Kosten zu kommen? — Das sind die wichtigen Fragen, welche der Ministerrath der Direction im Theaterbüreau beräth, derweil man am Büffet der Börse ganz bestimmt versichert: Herr Y. habe sich in M. das hohe C vollständig erfroren und müsse bis zur nächsten Opern-Saison am Cap der guten Hoffnung weilen, um dasselbe zu curiren resp. aufthauen zu lassen. Die Mittagsblätter bringen Notizen über den großen Schneefall in M., einem Kirchdorf von zwölfhundert Seelen, wo es bis dahin nie eine Oper gab und wo in Folge dessen bis dahin nie ein Tenor hätte stecken bleiben können! Man giebt am Abend irgend ein abgespieltes Lustspiel vor leeren Bänken. Von Stunde zu Stunde — oder richtiger, von Zwischenact zu Zwischenact — warten die Theaterhabitué's auf ein Telegramm. Vergebens!.... Eine furchtbare Situation für den armen Director, welcher das Repertoir des ganzen Monats auf dies Gastspiel hin festgesetzt hat und keine Reserven beschaffen kann, um diesen Ausfall halbwegs zu decken. Es kommt der letzte Act und noch kein Telegramm. ... Ungewiß über das der nächsten Vorstellung bestimmte Schicksal gehen alle Theaterangehörigen nach Hause und schaurige Klage-

lieder tönen in der hellen Mondnacht von den hohen Gallerieen des Theaters herab, allwo die beiden Hauskatzen ohne Respect vor der Nähe menschlicher Wohnungen in ihrem dunklen Drange ein zeitgemäßes Miserere anstimmen. Vom fernen Bahnhof klingt plötzlich der langanhaltende Pfiff, durch den die asthmatisch prustelnde Eisenbrust der Locomotive sich des lästigen Dampfes entleert. Auf dem Perron stehen die Schaffner und Packträger frierend, gleichgültig. Aus einem Coupé erster Classe steigt eine hohe Männergestalt. Nur die Nase guckt unter Pelzkappe und Rockkragen hervor.... Eine Nachtdroschke bringt den Ankömmling und sein Gepäck in's Hotel. Wie ausgestorben sind die nächtlichen Straßen... So hält der Sänger seinen Einzug.... Niemand hat ihn erwartet, keine Deputation der Künstlergemeinde hat ihn festlich empfangen, sein Hotel hat keine Fahne ausgesteckt und sein Zimmer ist sogar nicht einmal geheizt.... „Wartet nur, morgen," knirscht er zwischen den Zähnen. Und der Morgen kommt und er hat sehr schlecht geschlafen und ist sehr übler Laune. Den Theaterdiener läßt er nicht vor, die Karte des Regisseurs legt er auf die Seite. Er verschiebt die Probe um zwei Stunden später. Aber er ist doch wenigstens da.... Endlich wagt sich der Director in den Löwenzwinger. Er weiß, welche Scene jetzt sich abspielen würde, wenn er nicht das Prävenire spielt. „Ach, gut, daß Sie da sind," so ruft er unbefangen und vertraulich, indem er dem Gast beide Hände entgegenstreckt, der auf einem Fauteuil liegt und eine Cigarre raucht. „Wissen Sie, daß wir auf die ersten drei Vorstellungen keinen Platz mehr frei haben?" — Der Sänger, der den Eintretenden durch ein gnädiges, kaum sichtliches Kopfnicken begrüßt hat, springt plötzlich wie von einem elektrischen Strom berührt auf. Sein Gesicht klärt sich, sein Auge glänzt, er vergißt seine Migräne und den kalten Empfang in der Nacht, er reicht dem Director sogar die Hand und bietet ihm eine Cigarre an!... Aber, mein Theurer, wir müssen mit den Hugenotten beginnen, statt mit dem Lohengrin.... Ich habe keinen Heerrufer.... „Alle Wetter, das wird nicht gehen. Ich singe überall den Lohengrin zuerst und das mit gutem Grund!" — „Weiß, weiß! Ist mir auch fatal, aber — es ist auf die Hugenottenvorstellung ja auch ausverkauft und das Geschäft, lieber Sohn, ist die Hauptsache!"... Der

Gast streicht die Locken zurück, ein seltsames Lächeln schwebt über sein gelbes Gesicht... Mit komischem Pathos ruft er aus: „Glauben Sie, ich verfolge auf meinen winterlichen Gastspielstrapazen nur künstlerische Zwecke!“ Ein übereinstimmendes, lautes Lachen folgt..... Die Herren Auguren vom alten Rom fanden in der Scene wieder einmal eine hübsche Copie!... Der Gast macht Toilette und man fährt in die Probe.... Ich will nicht bestreiten, daß die Toilettenproben der Kaiserin Eugenie in ihren petits salons, vor einem großen Feste, in denen das zweite Kaiserreich das Mark seiner Unterthanen verpraßte, recht amüsante Schauspiele gewesen sein mögen — ich weiß aus Erfahrung, daß die berühmten Weinauctionsproben zu Biberich am Rhein, welche die Keller aller Potentaten mit ihren feinsten Marken versehen, äußerst viel Anmuthiges haben, allein so interessant und pikant, wie eine Theaterprobe ist keine andere, sie mag einen Namen haben wie sie wolle. Dort zumeist ist es den Laien möglich, mit einem Male den tiefsten Einblick in alle Mysterien der Coulissenwelt zu thun. Hier wühlen sich alle Leidenschaften dieses Mikrokosmus am tiefsten auf und treten in wilder Brandung zu Tage!

Da giebt's keinen Puder, keine Schminke, weder auf den Gesichtern, noch auf der — Conversation! Da zeigt sich das kleine ich im verrätherischem Negligee, da vergißt der Egoismus seine Toga und die Eitelkeit die Kutte, in welche sich Beide vor den Augen der profanen Welt so sorgfältig und so geschickt einzuhüllen wissen. Und bei alledem künstlerischer Ehrgeiz und Wetteifer, Ausdauer in der technischen Vorarbeit und jede Form der conventionellen Höflichkeit. Aber alle Leidenschaften präsentiren sich hier ohne Gêne und das Interesse macht sich rücksichtslos geltend. Zumeist geschieht das ohne allen Lärmen und Eklat. All' diese Mysterien offenbaren sich flüsternd, im Dunkel der Coulissen, in den Corridors oder in den abseit gelegenen Garderoben-Zimmern, wo die gerade nicht auf der Bühne beschäftigten Mitglieder sich dem Genuß einer Tasse Bouillon oder Chokolade hingeben, obschon die Hausordnung das Essen und Trinken im Theatergebäude ebenso verbietet, wie die Beschäftigung mit häuslichen Arbeiten, wodurch sich manches fleißige Mitglied des Chores einen Nebenverdienst schafft....

Die Scenerie auf solch' einer Probe ist nichts weniger als anmuthend.

Die Bühne ist nur mäßig erleuchtet; es brennen nur die Lampen der beiden ersten Coulissen und die vordere Rampe. In den winterlichen Frühstunden ist damit wenig Helle erzeugt und nicht selten tappt ein biederer Ritter des Chors mit Donnergepolter über ein Setzstück, welches im dunklen Schatten der hinteren Coulissenreihe stand. Erst zur Mittagsstunde, wo hoch von oben durch die Sparren des Schnürbodens die Sonnenstrahlen sich herabstehlen in den heiligen Bezirk der mysteriösen Scene tritt eine dem Auge jedoch durchaus nicht wohlthuende hellere Beleuchtung ein. Herbe Kälte und aufgewirbelter Staub vermehren die Annehmlichkeiten der Frühproben.... Zwischen Bühne und Orchester, in dessen tiefer gelegenem Raume die einzelnen mit beweglichen Armen an den Notenpulten befestigten Gasflammen wie Johanneswürmchen glänzen, befindet sich dicht neben dem Souffleurkasten mitten auf der Bühne ein einzelner Tisch mit einem Stuhl daneben. Eine Lampe mit grünem Glase flimmert einsam auf diesem räthselhaften Tisch. Keines Laien Auge hat je diesen Tisch gesehen, noch ahnt es dessen Bedeutung.

Es ist der Regietisch. „Was heißt Regie?“ So höre ich in meines Geistes Ohr zugleich hundert von meinen schönen Leserinnen fragen, die oft genug mit fragendem Blick das mysteriöse Wort auf dem Theaterzettel und zwar mit der Prätension fetterer Lettern, als sie oft den Namen der Dichter und Componisten zu Theil werden, angestaunt haben mögen. Auch die Kritik hat ihnen keine genügende Auskunft über die Bedeutung dieses Wortes gegeben, wenn sie bisweilen so ganz nebenher am Schluß des Berichtes über eine Novität sagt: „Herr Regisseur A. hatte das Stück mit vielem Fleiß in Scene gesetzt“, oder „die Regie ließ es an nichts fehlen“ oder derlei Phrasen, die mit ihrer frostigen Kürze und ihrem sich selbst fast unbehaglichen Lob an das letzte Viergroschenstück erinnern, das ein abziehender Gast, nachdem er durch alle die trinkgeldbegehrenden dienstbaren Geister des Hotels Spießruthen gelaufen ist, endlich sich selbst noch für den Portier abringt. Alle Sänger oder Schauspieler empfangen das gut zugewogene Theil des Lobes für ihre trefflichen Leistungen, ja es sind für ihre Toiletten immer noch etliche freie Zeilen übrig, aber der arme Regisseur muß sich mit dem letzten Tintentropfen begnügen! .. Der Regisseur ist ein undefinirbares Etwas, ein

in der Coulissenwelt bald beneidetes, bald gefürchtetes Wesen, das ich am prägnantesten mit der allgemein verständlichen Umschreibung: dramaturgischer Probe-Gendarm erklären möchte. Er ist das A und das O in der ganzen artistischen Administration und das tz in deren Execution; er ist heute fast der liebe Herrgott in dem Coulissenreich und morgen möchte er lieber der Thorhüter eines patagonischen Fetischpriesters sein. Jetzt muß er wie ein Jupiter tonans eine Choristen-Revolte dämpfen, nun mit der sophistischen Rhetorik eines Jesuitenpaters die Launen einer beleidigten Primadonna besänftigen; hier muß er aus Geschäftsinteresse ein Auge zudrücken über die bachusselige Stimmung eines grade unentbehrlichen Beamten, dort soll er mit Härte die Autorität der Direction aufrecht erhalten! Hier gilt es auszusöhnen, da zu vermitteln, dort energisch zu befehlen, hier freundlich zu ersuchen, dort zu commandiren, zu arrangiren, zu inspiciren, zu probiren, zu — chikaniren — hätte ich bald geschrieben und fürwahr, es bleibt das oft das einzigste Mittel, um durchzukommen. Es giebt keinen Vorstand irgend eines technischen oder artistischen Ressorts, das bei der scenischen Reproduction als mitwirkender Factor in Berechnung zu ziehen ist, mit dem der Regisseur nicht irgend einen Theil der Aufführung zu besprechen hätte von der neuen Morgenröthe einer dreißig Fuß breiten Gletscher-Decoration bis zu dem Thyrsusstab, den irgend eine kleine Ballet-Coryphäe als Requisite braucht. Der Stab dieses Gewaltigen besteht aus einer stattlichen Cohorte. Da ist zunächst sein Flügel-Adjutant, der Inspicient, das Factotum der Scene, der Mann für Alles; er ist der kühne Donnerer und der kühne Blitz, er sagt dem ersten Liebhaber das Stichwort zum Auftreten, er schminkt die Militairstatisten, er bellt hinter der Scene, er läßt regnen, schneien und stürmen, er wirft billets doux über die Mauern der Pensionsgärten und schmückt die große Tafel mit Früchten und Torten von Pappe, er ruft das nächtliche Werda und copirt den Schrei der Eule, er führt die Teufel an, welche Don Juan vom schwelgerischen Mahl zur Hölle führen, und dirigirt an langen Drahtstäben die Irrlichter, welche den guten Max in der Wolfsschlucht erschrecken! Sein Adlatus ist der Requisiteur, in dessen Kammer Du vom etrurischen Schenkkrug bis zur modernen Chokoladentasse Alles findest, was ein Auctionslokal oder ein

Antiquariat dem überraschten Auge nur vorstellen kann. Er hat Zerlinens Ruhebett in Ordnung zu bringen und dem Gott Jupiter seinen Donnerkeil zu putzen, er liefert dem guten Fidelio seinen Tragekorb und vergißt — o, furchtbar ist der Rache Morgen — den Brief für den Pagen in den Hugenotten. Beleuchtungsinspector und Theatermeister sind Berufsbezeichnungen, die ziemlich klar sind. Eine große Anzahl von diis minorum gentium fungirt bei all' diesen wichtigen Chargen, deren geringste Fehler so oft die Gründlinge des Parterre's zum Lachen reizen und die Illusion des aufmerksamen Kunstfreundes stören, als Gehilfen und Handlanger. „Dies Alles ist mir unterthänig", darf der Regisseur mit kühnem Stolz sagen, aber er fügt wohlweislich den Nachsatz nicht hinzu! . . .

Doch zurück zur Probe.

Man hat alle Musiknummern, in denen der Gast nicht wirkt, im Voraus probirt und wartet, bis es dem Herrn gefallen werde, zu kommen.

Alles steht in Gruppen und plaudert. Die rechte Stimmung für eine künstlerisch nachwirkende Probe fehlt bereits. Man fühlt, daß sich ein fremdes Element ohne Vermittelung in das Ensemble drängen werde und weicht mit Resignation der Nothwendigkeit. Anekdoten aus dem Leben des Gastes fliegen hin und her, und da bekanntlich die Biographie jedes Bühnenkünstlers ihre verfänglichen Fragezeichen hat, so kommen curiose Geschichten zu Tage. Die Solistinnen sitzen vorn im Proscenium; eine alte Unsitte in der Oper. Die Herren Solisten pflegen sich daneben zu postiren, so daß sich auf der Bühne selbst wenige Schritte vom Regietisch zur Rechten wie zur Linken ein Plaudereckchen etablirt, dem mancher Ordnungsruf zu Theil wird. Die Musiker haben ihre Pulte verlassen und sind über die Barrière in's Parquet gesprungen. Dort ist Alles finster und der ganze Zuschauerraum hüllt sich in das schweigende Dunkel der tiefsten Nacht. Hinter dem Prospect, welcher die Scene abgrenzt, spielen die jüngeren Mädchen vom Ballet und Chor. In den Decorationsspeichern sitzen die Theaterarbeiter neben dorischen Säulen und goldenen Vasen und trinken Dünnbier zu der Knoblauchswurst, welche das Frühstück dieser Mühseligen und Beladenen ausmacht. Ueberall herrscht ein gewisser Humor, und bald aus diesem,

bald aus jenem Winkel tönt plötzlich ein helles, lustiges Lachen. Es ist eben ein heiteres Völkchen, das sich von der Minute gefangen nehmen läßt und meisthin in den Tag hineinlebt, weil es eben für den Tag nur arbeitet. Daß sich in der aus allen Gegenden der Windrose zusammengefegten Künstlergenossenschaft wundersame Originale finden, darf nicht auffallen. Es sind zum Theil ergötzliche und curiose Gesellen — verkannte Genies — reichtalentirte Faullenzer — leichtsinnige Roués — gutmüthige Allerweltspapas — unfehlbare Orakelköpfe — klassische Nachfolger Münchhausens. Zumal unter den älteren Mitgliedern des Chores giebts derlei Originale viel. Im bürgerlichen Leben wären sie geradezu unmöglich, aber in der exclusiven Atmosphäre der Coulissenwelt conserviren sie sich trefflich und leben selbst nach ihrem Tode fort in dem großen Erinnerungsmuseum, das traditionell von Geschlecht zu Geschlecht den Schatz der ergötzlichsten Anekdoten forterben läßt unter den Jüngern Thaliens. Diese Fundgrube zahlloser, scherzhafter und curioser Anekdoten muß zumeist auf den „langweiligen Proben" (ein echter und rechter Chorist sieht jede angesetzte Probe als eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung an) herhalten, und mit Staunen hört der Proselyt des Thores hier die wundersamen Thaten der Urahnen seines Standes aus dem Munde der „Altgesellen" . . . . In der Damenchorgarderobe pflegt meistens eine große Spaltung zwischen den Mitgliedern zu herrschen. Die alte Garde, welche seit dreißig Jahren schon ihren Freischützchor vom Jungfernkranz abgeleiert hat, welche schnupft und mit einem sittlichen Abscheu von kurzen Röcken spricht, steht in größter Feindschaft den jüngeren, zwischen 15 und 25 Jahren befindlichen Damen gegenüber.

Letztere sind hinsichtlich der kurzen Röckchen ein ganz klein wenig anderer Ansicht und statt der Schnupftabacksdose wählen sie . . . andere Delicatessen! Furchtbar zeigt sich der gegenseitige Neid auf den Proben. Die Alten, welche doch die Stützen des Chors sind, wollen ewig voranstehen und behaupten, daß sie in der zweiten Reihe den Tactstock nicht sehen können und daß der Chor dann umgeworfen würde, weil die „jungen Gänse" sich doch nur hübsch anziehen, (diese Redensart wird stets von einem unbeschreiblichen nervösem Zucken der Gesichtsmuskulatur

begleitet,) aber nicht richtig singen könnten. Die betreffenden Herren Gatten oder Bräutigams nehmen in diesem Kampfe natürlich Partei und ohne die Autorität des Regisseurs würde es da wohl oft zu Thätlichkeiten kommen.

Die Solistinnen haben sich derweil mit Rettigbonbons und feinen Malicen gegenseitig tractirt. Auch hier Rollenneid und Eifersucht in jeder Art. Freilich hat Alberts Complimentirbuch die Ausbrüche derselben ein wenig förmlicher zugestutzt, obschon manche erste Sängerin, zumal die von süddeutscher Abstammung, ihr geliebtes Deutsch zu Kraftausdrücken mißbraucht, welche in dem „ersten Bildungsinstitut der Nation" nicht gehört, noch gesprochen werden sollten.

— — — Unsere schöne Leserin erwartet nach dieser geistreichen Interpunktion jetzt ganz ohne alle Frage, daß wir dem Titel dieser Causerie entsprechend, endlich mit unseren Indiscretionen herausrücken. Also vorwärts damit.

Den Reigen der Gastspiele, von denen ich aus meinem Tagebuche hier erzählen will, eröffnete Albert Niemann. Wer kennt ihn nicht den minniglich schönen Lohengrin, den stolzen und kühnen Fra Diavolo, den weichen träumerischen Joseph, den liebeglühenden Tannhäuser? Niemann ist eine der populärsten Gestalten in der ganzen deutschen Theaterwelt; sein Bild hängt an den Goldtapeten der Paläste und an der betünchten Wand der Dorfkneipe. Obschon längst zur nobilitas der Künstlerwelt gehörig, hat er immer noch das Parfüm des bürgerlichen self-made-man. Und das ist Niemann. In Dessau schickte man ihn vor so und so viel Jahren aus dem Chor fort als völlig unbrauchbar! In Magdeburg, seiner Geburtsstadt, wo er in ziemlich bukolischer Umgebung die Jugendjahre verlebte, trat er zunächst in eine Maschinenbauanstalt. Sein markiges Organ übertönte am Ambos den Schlag der Hämmer. Er war sich nicht klar, warum er fortlief und zur Bühne ging. Ihn zog ein dunkles Etwas, das er nicht dämpfen konnte und bei allem Unglück, trotz aller Abweisung drängte ihn dies Etwas vorwärts auf dem einmal betretenen Weg. Erst spät erwachte sein Genius zu selbstbewußter Thätigkeit. Seine Carrière ging von unten nach oben und er schämt sich nie, das einzugestehen, sondern hat sich

ein warmes Mitgefühl für alle Diejenigen, deren Talent noch nicht zum Durchbruch gekommen, bewahrt. Manch talentvoller Anfänger dankt Niemanns Unterstützung die Begründung seines Rufes und seiner Carrière. Gegen die alten Collegen (die Herren vom Chor) ist Niemann ganz besonders liebenswürdig. In Berlin macht er alljährlich mit dem Gesammtpersonal der Choristen sogar einen Ausflug, bei dem es auf seine Kosten äußerst fidel hergeht. Aus alledem erhellt, daß der Hof- und Kammersänger, trotz aller seiner Orden, kein zugeknöpfter Herr geworden ist. Schon auf der zweiten Probe ist er mit allen Mitgliedern so vertraut, als habe er jeden Einzelnen bereits Jahre lang gekannt. Von langen Proben scheint der berühmte Sänger kein sonderlicher Freund. Er stand zumeist am Souffleurkasten, die Hände in den Taschen des Reisepelzes, oder dirigirte neben dem Kapellmeister mit seinem Regenschirm. Merkte er indeß irgendwo Unsicherheiten, oder hörte er, daß irgend Jemand eine Partie schnell übernommen, so konnte er mit unermüdlicher Geduld eine Nummer drei, ja vier Mal repitiren. Ueber das Zusammenspiel weiß er sich mit den Collegen in sehr faßlicher Weise zu verständigen und ganz genau giebt er alle besonderen Nüancen auf den Proben an, während viele Gäste ein eigenes Vergnügen daran finden, dadurch erst am Abend zu überraschen. Selten habe ich beim Theater so viel Biedersinn und Gerechtigkeitsgefühl gefunden, wie bei Niemann. In diesem Mikrokosmus, wo sich die Interessen so vielfach kreuzen, sucht Jeder nur sich selbst glücklich durch Scylla und Charybdis zu bugsiren und vermeidet kluger Weise, sich Unannehmlichkeit zu bereiten, indem er für Andere eintritt. Niemann scheut derlei Conflicte nie. Ich entsinne mich, daß auf einer Probe irgend ein ganz untergeordneter Gehülfe auf der Bühne ungerechter Weise mit Vorwürfen und harten Worten überhäuft ward. Niemann mischte sich sofort ein und erhitzte sich für den armen Gesellen derart, daß er nachher ganz heiser war. — Dem Publikum gegenüber, zumal den Damen der bürgerlichen Welt, hat Niemann eigentlich stets die Rolle des bösen Bu-bu-Manns gespielt, und mich sollte es kaum Wunder nehmen, wenn man in größeren Pensionaten seinen Namen mit Robert den Teufel und ähnlich verrufenen Schöpfungscollegen in ein und dieselbe Categorie

stellt. Die abschreckende Schilderung, die man von ihm macht, um diese jungfräulichen Seelen mit jener frommen Gänsehaut zu überziehen, welche sie gegen derlei Söhne des Teufels und ihre Fallstricke feit, dürfte etwa lauten: „er prügelt seinen Bedienten statt des Morgengebetes mit einer russischen Knute und trinkt dazu Grog, dann reitet er einen oder zwei arabische Hengste zu Tode, maltraitirt darauf sein armes Weib, speist zu Mittag, wobei er sich in Champagner betrinkt, läßt die Opernvorstellung in Folge dessen für den Abend absagen und geht, nachdem er ausgeschlafen, an den Spieltisch, um dort die Nacht zu verbringen.“ .... Derlei Schilderungen sind meinerseits keine schriftstellerischen Arabesken, mit denen ich diese harmlosen Federzeichnungen pikanter Weise einzurahmen suche! Im Gegentheil! Das Publikum ist in solchen kühnen Dichtungen über die Könige und Götter der Scene sehr productiv und geht darin bis zur Grenze, die das Strafgesetzbuch ihm zieht.

Da nun im Allgemeinen das Menschengeschlecht die edle Tugend hat: weit lieber das Schlechte als das Gute zu glauben, werden derlei Märchen gern überall geglaubt, und man macht sich ein Vergnügen daraus, sie auf allen Vicinalwegen des Occidents weiter zu colportiren! .... Von Wachtel, der als sehr solider Ehemann, (jetzt entre nous schon Großpapa!) bekannt ist und war, existiren derlei Carrikaturen nicht. Man findet es auch gar nicht mehr „romantisch“, daß dieser König der Tenöre einst auf dem Thron eines Droschkenbockes gesessen. Uebrigens spricht er noch heute, wenn er will — das prächtigste Hamburger Platt und erzählt gern die vollsaftigen Anekdoten des dortigen Volkshumors. Nebenher schwärmt er auch bedeutend für die Vierfüßler, welche sein früheres Geschäft ihm für sein ganzes Leben lieb gemacht haben mögen. Wachtels Pferde haben bei den bedeutendsten Wettrennen auf dem Continent die ersten Preise gewonnen und wenn man ihn mit den „vier Braunen“ in Wiesbaden, wo er alljährlich in seiner Villa die Sommerfrische genießt, durch die Curgartenalleen fahren sieht, mag mancher Graf und Fürst den Herrn Kammersänger um sein schönes Gespann beneiden! Wachtel ist sehr aufgeregt sowie er im Costüm steckt und die geringste Kleinigkeit kann ihn in Exaltation

bringen und zwar so gewaltig, daß er auf der Stelle heiser wird. Gegen diese momentanen Heiserkeiten und die Trockenheit der Kehle haben die berühmten Sänger bekanntlich die curiosesten Mittel. Tichatscheck rauchte, Sontheim schnupfte, Wachtel trinkt Selterwasser und Milch, Niemann bairisches Bier, Nachbauer ißt trockene Pflaumen, Padilla harte Brodrinden, Carion frisches Obst, Beck Honig in heißem Wasser. Die Viardot-Garcia pflegte heißen Thee zu trinken. Frl. von Orgeni mischte Wasser, Rum, Zucker, Citrone zu einem Gebräu, das wir in zarter Berücksichtigung ihres Geschlechts nur mit dem harmlosen Namen: Punsch bezeichnen wollen. Frl. von Carina liebte Hoff'schen Malzextract, den sie über Spiritus lauwarm machte. Frau Köster zerbiß Oblaten, Frau Lucca nimmt einen Schluck „echt bairisch", die Trebelli saugt Fruchtsaft und Wasser durch einen Strohhalm und Frau Jenny Lind trank kalten Kaffee.

Der Name Padilla bringt mich, ohne die Nerven meiner Leser durch einen zu gewagten salto mortale in Gefahr zu setzen, auf das interessante Gastspiel der italienischen Gesellschaft des Impresario Pollini, welcher ehedem unter dem biederen deutschen Namen Pohl dem deutschen Theater als Baritonist angehörte. Die Art zu probiren, welche bei diesen liebenswürdigen Italienern herrschte, konnte einem deutschen Regisseur die Haare zu Berge treiben. Die Herrschaften saßen sämmtlich vorn an der Rampe und probirten mit leiser Stimme ihre Nummern durch. In den Pausen wurde über alles Mögliche gesprochen, nur nicht über die mise en scène, und es war ganz unmöglich, Auftritte und Abgänge festzustellen, da alle derartigen Bemühungen an einem verbindlichen Lächeln und dem stereotypen si Signor scheiterten, mit denen die Gäste sich sehr freundlich verbeugten, ohne jedoch der Bitte Folge zu leisten. Im „Don Juan" war's gar zu bunt und ich gestehe, daß, wenn man nicht die Einzelnen in der Coulisse, aus der sie kommen sollten, festgehalten, ein entsetzliches Durcheinander auf der Scene hätte entstehen müssen! Das sind so kleine Geheimnisse, welche die Götter gnädig vor den Blicken der Laien und — der hohen Kritik verborgen halten!

Was im Uebrigen die artistischen Leistungen der Gesellschaft anlangt, so kann man ihnen nicht genug des Guten nachrühmen. Frau Desirée

Artôt ist und bleibt eine großartige Erscheinung in der Kunstwelt. Ich kannte die liebenswürdige Dame schon von Aachen, wo ich im Sommer irgend eines für die Weltgeschichte ziemlich gleichgültigen Jahres die Regie der Opernsaison führte. Davon später. Padilla, der schöne Mann der großen Sängerin, zeigt sich im Leben ziemlich kühl und reservirt. Er soll sehr sparsam sein, und ich kann eine diese edle Eigenschaft in ein seltsames Licht stellende Anekdote nicht unterschlagen, die von Wien aus durch verschiedene Blätter ging. Das Ehepaar hatte in der alten Kaiserstadt einen Cyclus von Gastrollen im dortigen Carltheater gegeben. Allabendlich hatten zwei Theaterarbeiter auf das Versprechen einer späteren Gratification den Garderobenkorb des Sängerpaars von dem Wagen in die Ankleidezimmer gebracht. Als die getreuen Dienstmannen nun am letzten Gastspielabend ihr saures Tagewerk gethan haben und mit gezogenem Hut an die Gratification erinnern, ruft Padilla: no, no! und seine Pantomimen erklären die dem Wiener Dialect nicht bekannten Worte zur Genüge. Ganz verdutzt sehen die armen Arbeiter dem abfahrenden Wagen nach. Auf ein solches no, no! waren sie in der That nicht gefaßt! Der Zufall will indeß, daß dieses Gastspiel nach wenig Wochen schon im selbigen Theater seine Fortsetzung findet. Padilla fährt mit dem Garderobekorb auf seinem Wagen vor. Alle Arbeiter stehen vor der Thür, aber keiner folgt dem Ruf noch dem Wink des berühmten Sängers, um die bekannte Dienstleistung zu verrichten. Mit übergeschlagenen Armen stehen sie da und no, no! geht's von Mund zu Mund und ein homerisches Gelächter bricht los und Signor Padilla muß endlich nolens volens höchst eigenhändig den schweren Korb in's Theater schleppen! . . .

Signor Bossi war ein äußerst liebenswürdiger Herr und von einem Phlegma, wie es bei den Italienern wohl nicht oft angetroffen wird. Er erschien mir im Leben weit komischer als auf der Bühne. Sein Leporello, welchen die Artôt selber eine „süblime Partie“ nannte, erschien mir durchaus nicht in den vollsaftigen Farben, die ich für das Bild des verschmitzten Burschen wünsche. Doctor Bartolo und Don Pasquale lagen ihm jedenfalls näher und bequemer. Vorzüglich schätzbar war an ihm das Maßhalten in den komischen Scenen; er hielt sich stets frei von

jenen Lazzi's, durch welche sonst eigentlich seine Landsleute in ihren komischen Opern zu brilliren suchen und die von dem feinen Geschmack des italienischen Publikums gerade kein vortheilhaftes Zeugniß ablegen! Bossi war schon lange bei der Bühne; er hatte in Italien fast alle Theater „abgesungen" und war jetzt seit zwei Wintern in Moskau als erster Buffo mit sehr guter Gage engagirt. Den Sommer über lebt er mit seiner Familie auf einem Gütchen bei Florenz. Marini, ein blutjunger Bursch, ist spanischer Abkunft. Er sprach das Italienische gut, französisch jedoch sehr wenig. Vom Bühnenleben schien er noch fast gar keine Idee zu haben und blickte überhaupt mit echt künstlerischem Leichtsinn und einer geradezu naiven Sorglosigkeit in die Welt hinein. Er war früher Kirchensänger gewesen und hatte noch nie eine Partie auf der Bühne gesungen, bis Desirée Artôt ihn in einem Concert hörte. Dieser berühmten Collegin hatte also der junge Mann seine Carrière zu danken und schnell genug hat er sie gemacht. Er bezieht gegenwärtig in St. Petersburg als monatliche Gage die Kleinigkeit von 15,000 Francs.

Zuletzt — doch nicht die letzte — mag Frau Desirée Artôt in unsere Plauderei gezogen werden. Frau Artôt! Nicht Frau Padilla. Die erstgenannte Firma ist eben eine zugkräftigere und so bleibt sie auf den Affichen und in den Contracten bestehen. Ich sagte vorhin, daß ich der Künstlerin schon früher einmal begegnet sei — in Aachen. Sie war damals noch Fräulein Desirée. Meine erste Frau lebte damals noch, und die beiden Damen verkehrten viel mit einander. Es war zu lustig, als mich Fräulein Artôt zum ersten Mal auf der Straße mit meiner Gattin am Arme traf und ich dieselbe der berühmten Künstlerin vorstellte. „Ah, Sie sind geheirathet", rief sie überrascht aus und drückte meiner Frau die Hand. „Ah, so junger Mann hat ja nicht Respect bei der Frau", radebrechte sie in ihrem komisch-accentuirten Deutsch weiter. „Ich denke nicht daran, daß ich auch einmal komme in Heirath." Und dabei blickte ihr großes Auge so lustig und so strahlend in die Himmelsbläue empor, wie ein Kind, das einem fröhlichen Sommersonntag entgegenlacht.... Es lag ein eigener Zauber über dem Gesicht der Artôt. Es war der Zauber der jungfräulichen Keuschheit, die im Kelch der noch geschlossenen Menschenblume den schönsten Morgentraum des Lebens

träumte. Sie hatte den Gürtel der Venus — die Grazie! Es erschien Alles schön und anmuthig, was sie that. Und doch war sie nicht schön! Im Gegentheil. Der untere Theil ihres großen, vorgeneigten Kopfes war sehr wenig ausgebildet und alle Linien des Profils groß, ja fast grob gezeichnet. Aber sie war schön von Innen heraus. Kunstbegeisterung und jugendliche Schwärmerei gossen ihr magisches Licht über die ganze Erscheinung, und wenn nun gar der Mund sich öffnete und der Töne „silbermelodischer Tropfenfall" (wie ein exaltirter Kritiker in München einst gesagt hat) unser Ohr traf, da erschien sie als die Schönste der Schönen und ihr Bild haftete in jeder Menschenseele. Jetzt ist sie Madame Padilla geworden.... Vielleicht wird der musikalische Kritiker jetzt noch mehr an ihr zu loben haben, wie dazumal... Mir wird's fast schwer, auszusprechen, — aber ich fand, daß die in's Breite gegangene Frau mit dem Nasenklemmer und dem phlegmatischen Lachen doch bereits von Weitem an die Zeit gemahnte, „wo wir in Ruh' was Gutes schmausen mögen!" ... Frau Desirée kann's und hat's! Ihre Villen zu Paris und am Lago maggiore bieten dem Sängerpaare nach den Gastspielstrapazen stets ein herrliches Buonretiro und vom Felde der einfachen und jetzt natürlich doppelten italienischen Buchführung dürfte manch goldene Aehre eingeheimset sein für die Zeit, wo die Gefahr kommt, seinen Ruhm zu überleben! Fast keine Sängerin dürfte an Ehrenzeichen und Juwelen von gekrönten Häuptern so viel aufzuweisen haben, wie Frau Artôt. Welcher Potentat unseres Welttheils hätte nicht ein kostbares Denkmal seiner Gnade in ihr Juwelenkästchen gelangen lassen und welche Triumphe gäbe es, welche diese Künstlerin auf ihrem Siegeszug durch die ganze civilisirte Welt nicht gefeiert? Welche Ovationen, die man ihr nicht dargebracht hätte!... Dabei erinnere ich mich an eine kleine, seltsame Geschichte aus Aachen. Sie mag diese Causerie beschließen. Sie handelt von einem Geschenk, wie es unter solchen Umständen wohl noch nie einem Künstler als Dank für seine Leistungen zu Theil geworden sein dürfte.

Fräulein Desirée hatte mit meiner Frau und mir einen kleinen Ausflug in die herrliche Umgebung Aachens gemacht. Ihre Mama war auf ein paar Tage nach Brüssel und sie war „Waisenmädchen" und hatte

sich uns als solches angeschlossen. Als wir uns vor dem Gitterthor des Kurgartens trennen wollten, sagte sie: „Ah, es ist so schön dieser Abend und ich bin so allein. Kommen Sie in mein Hotel zu mir. Wir soupiren zusammen und singen!“

Wir nahmen die Einladung natürlich dankend an. Die Wohnung der Artôt lag wunderschön. Sie hatte die Parterrezimmer eines Hinterflügels inne, der einen kleinen Garten umschloß. Dieses Gärtchen gehörte ausschließlich dem Gast, der jene Zimmer bewohnte. Ein kleiner Springbrunnen stand in der Mitte mit Tuffsteinen belegt, über welche hohe Farrenkräuter ihre fächerartigen Blätter zu dem Wasserstrahl des kleinen gußeisernen Tritonen emporstreckten. Nelken und Levkojen blühten in dem von uraltem Buchsbaum umhegten Beeten und von einem Winkel streckte eine mächtige Linde die schattigen Aeste fast über die ganze Hälfte des Gärtchens, das dadurch in ein eigenthümliches Zwielicht gehüllt wurde.

Die Thüren der Parterrezimmer waren nach dem Garten zu geöffnet und der entzückende Lindenblüthenduft wogte in die hohen Spiegelzimmer. Der westliche Himmel stand in blutiger Röthe und die Blumen in den Boskets nickten bereits schlaftrunken mit den duftigen Häuptern. Tiefe Stille rings umher. Fernab das Getreibe der Straßen. Kaum hörbar klang die Musik vom Kurgarten-Orchester zu uns herüber. Das sind Stunden, in denen man stumm aufschaut, in die Höhe erhabener Gedanken und süßer Empfindungen voll. Die Seele weint oder betet oder zittert in lautloser Sehnsucht. . . . Es ist, als hören wir mit unseres Geistes Ohr allüberall der Engel Füße gehen, die auf der Himmelsleiter herabsteigen zu uns armen Erdenkindern, um uns zuzuflüstern: warte nur, balde! . . .

Und süß wie ein tröstendes Engelswort klang jetzt ein Lied. . . . Es war wie von Engelszungen gesungen und ich weiß nicht, in welcher Sprache, und wir verstanden es doch und meine Frau lehnte ihr blondes Haupt an meine Schulter und leise perlten die Thränen über ihre damals ach schon so bleichen Wangen herab. Es war ein überwältigender Augenblick. So schön habe ich Desirée Artôt nie wieder singen hören — nie! . . . Es war dunkler geworden und ein leises Wehen ging durch die Lindenblätter. Wir sprachen aus unseres Herzens Herzen zu ein-

ander. Da störte uns ein Klopfen. Desirée ging selbst, um nachzusehen. Sie blieb sehr lange. Endlich kehrte sie zurück, bleich, aufgeregt, mit verstörtem Blick. . . . Sie hielt eine weiße Rose in der Hand und einen Ring. „Ein seltsames Geschenk“, sagte sie, und legte Beides auf einen Marmortisch. „Denken Sie, ein polnischer Graf liegt drüben im Sterben und schickt mir diese Blume und diesen Ring und dankt für mein Lied. Und der alte Diener sagt, er werde die Nacht nicht mehr durchleben . . .“ Thränen erstickten ihre Stimme. . . . . . Wie ein Mißlaut tönte plötzlich ein lautes Blechmusikständchen von der vorderen Straße her. . . Wir traten in den Garten hinaus. . . Die bunten Tinten der Abendröthe waren im Gewölk verschwunden. Dunkel zog es daher gen Süden. Schon leuchtete der Mond. . . Er stand grade über dem Hause, in welchem der Sterbende lag. . . Die Fenster verhüllten dunkle Gardinen. Unsere Blicke waren dorthin wie gebannt.

Unwillkürlich falteten sich unsere Hände und unwillkürlich sang die Künstlerin noch einmal das kleine wundersame Lied. Als sie geendet, hörten wir wie ein Nachspiel das Geläute des alten Klosterthurmes, das zum letzten Ave Maria die Nonnen mahnte. . . . Das Ständchen war längst vorüber. . . Nur im Lindenbaum flüsterten die träumenden Zweige mit einander. . . Da klang drüben ein Fenster und die dunkle Hülle ward zurückgeschlagen und wir sahen den alten Diener weinend und betend am Fensterkreuz . . . Ave Maria! . . .

Wahrheit und Dichtung aus dem Leben einer Primadonna.

Recept zu einer Künstler-Biographie.

Vorrede und erstes Capitel.

Wenn die Kinder Angst haben, verkriechen sie sich hinter Mama und Papa. Ganz so machen's auch die Biographen, wenn sie mit ihren Celebritäten in den schriftstellerischen Geburtswehen liegen und beginnen drum das erste Capitel meisthin mit den geschätzten Erzeugern. Sie haben Furcht, ihr Wunderkindchen vor dem zweiten Druckbogen geboren werden zu lassen. Durch allerhand „Primborium" muß zuvor die Neugierde des Lesers auf's äußerste gespannt werden und prophetische Worte müssen die Zukunft des noch nicht Geborenen mit einem blendenden Siderallicht illuminiren. Eins nur ist jammerschade, daß bei dieser Gelegenheit der Biograph um ein großes und sehr interessantes Geheimniß kommt und zwar um den Namen seines Helden. Wäre es doch weit mysteriöser, wenn dieser erst im Schlußcapitel mit dem üblichen Posaunentusch dem ganz betäubten Leser zugedonnert würde. Manche Biographen, die diesen effectvollen Kunstgriff nicht kennen, sind naiv genug, schon auf dem Titel ihres Buches zu sagen, über wen sie schreiben! Wie unpraktisch! Sie kommen dadurch heut zu Tage fast in Gefahr, daß es Niemand kauft. Der Titel darf nichts ahnen lassen vom Inhalt, nicht das Mindeste! Je dunkler und räthselhafter, desto besser! So z. B. schreibt da Einer eine hübsche Abhandlung „über die Nähnadelfabrikation und deren Absatz" und stellt diesen Titel in so einfacher und prosaischer Weise an die Spitze. — Was geschieht? — Selbst ein mäßig gebildeter Schneider-

meister, der für derlei belehrende Lektüre fast so viel Verständniß hat, wie ein Bodokudenhäuptling von den Schönheiten einer Wagner'schen Partitur, wird den also betitelten Aufsatz mit einem nicht mißzuverstehenden Gähnen überschlagen! Wir fragen ihn aber auf sein Gewissen (und es giebt Schneidermeister, die ein solches haben) ob er nicht höchst wahrscheinlich zur Lektüre jenes Artikels sich angeregt gefühlt haben würde, wenn derselbe die Ueberschrift: „Der einäugige Erzengel der modernen Civilisation“ geführt hätte! . . . Sie lachen, meine Verehrtesten? Feierlich wälze ich die Erfindung dieses pikanten Titels von mir und verweise Sie auf einen gewissen Band der „Gartenlaube“, in welchem Sie den also überschriebenen Aufsatz finden werden. . . . . Doch zur Sache.

Es ist sehr natürlich, daß wir nicht zur Sache sprechen. Das geschieht nie in einer geistvollen Vorrede. Man muß uns erst mahnen, endlich einmal zu beginnen. Die Neugierde meldet sich schon. Der Zweck der Vorrede ist erreicht! — Wohlan.

Es waren einmal zwei — Nein!

In Spanien, dem Vaterland der Gräfin Montijo, Exkaiserin Eugenie von Frankreich, existirt eine entfernte Seitenlinie dieses Geschlechts, welche sich Monte Hermoso nennt und in Italien seltsamerweise Montobello heißt. Große Perspective!

Montijo — Montobello. . . . Spanien, Geheimnisse von Madrid, Mondnächte am Meerbusen von Biskaya, Herbstreminiscenzen in der Alhambra, die Mysterien der Inquisition (sehr naheliegend eine Besprechung von Kaulbach's letztem Meisterwerk Peter Arbues), Herzog Alba — Moreto und Calderon — neue Quellenstudien über die letzten Tage des Infanten Don Carlos — ein Tagebuch Marfori's u. s. w.

Damit schließt das erste Capitel.

Zweites Capitel.

Es werden verheißungsvolle Anekdoten erzählt aus den Tagen der verehrten Mama, in welchen sie täglich den Besuch einer kleinen, corpulenten Dame empfängt, die weder zu ihren Freundinnen noch zu ihren Dienerinnen gehört. . . .

Endlich kann sich der Biograph um die Geburt seiner Heldin nicht länger wegschleichen.

Sie kommt! „Sie!“ —

Tag — Stunde — Minute — Himmelszeichen. — Ein großes geschichtliches Ereigniß, das in dieselbe Zeit fällt, sei es auch nur die hundertjährige Jubiläumsfeier der Entdeckung eines guten Zahnpulvers oder die Gedächtnißfeier an das Aussterben der Möpse.

Die Eltern wandern aus — nach Paris, wo ihre Verwandte, wie mehrfach erwähnt, das Glück hatte, Kaiserin zu sein!

Der Vater von — „ihr“ war ein armer Secretair in Cadix gewesen, wo Maria am 15. Februar 1843 geboren wurde.

Folgt eine gedrängte Uebersicht aller historischen und unhistorischen Maria's, so seit Erschaffung der Welt auf diesem schnöden Planeten sich, sei es durch sittliches Verhalten, sei es durch anderweitige Kunstfertigkeit, die Ehre verschafften, in's Conversations-Lexikon zu gerathen.

Man hat eine Audienz bei der Kaiserin. Schilderung der Tuilerien und der Toilette, welche Madame Eugenie an jenem Donnerstag trug. Der Papa erhält als Verwandter eine Stelle. Aber sie bringt nicht viel ein. Ach, um der Ehre willen hat man Cadix nicht verlassen, dort konnte man mit diesem Nießnutz seines moralischen Werthes just so gut mit adligem Anstand verhungern, wie in dem neuen Babylon an der Seine.

Man miethet sich — der Billigkeit wegen — ein Landhaus zu Passy.

Man hat dort einen Nachbar. Natürlich ist dieser Nachbar ein berühmter Mann, denn das zweite Capitel will auch einen haben.

Unter Rossini geht's dieses Mal nicht.

Marie ist sieben Jahr alt. Aber trotzdem singt sie schon sehr hübsch. Vielleicht sucht sie aus Instinkt die Nähe des großen Meisters, wenn sie gerade einmal recht bei voce ist. Mama ist eine kluge Frau. Sie ist eine Verwandte der Kaiserin Eugenie! Wir haben das vielleicht noch nicht erzählt.

Rossini hört die Stimme des Kindes. Er weint. Der Mond geht auf, zwar nicht zufällig, sondern er muß, denn das Capitel schließt.

Drittes Capitel.

Marie bekommt Unterricht bei der berühmten Professorin Frau Viardot Garcia. Unentgeldlich! Das ist sonst nicht bei der genannten Künstlerin Mode, welche, nebenher erwähnt, die dritte Celebrität ist, die in diesem Roman vorkommt, denn das dritte Capitel will auch eine haben.

Und wer hat ihr diese Schülerin zugeführt?

Der berühmte Rossini war's, der die kleine Marie hatte singen hören und dabei Thränen vergoß.

Wir haben das vielleicht noch nicht erzählt.

Folgt die Nomenklatur aller Schülerinnen der Frau Viardot Garcia und deren Carrièren und Triumphzüge durch die ganze civilisirte Welt. Auch über die Violinschule ihres Gatten und über ihre schüchternen Versuche in der Operncomposition werden einige Zeilen geflüstert.

Marie macht natürlich Aufsehen im Salon ihrer Lehrerin und es wird genau erzählt, was alle berühmten Leute des zweiten Kaiserreichs über die nie dagewesene Stimme geäußert. Diese Aussprüche bilden eine pikante Blumenlese. Einige derselben kamen zwar schon in den Büchern verstorbener Poeten vor, aber das thut nichts! Warum sollte z. B. Emil Ollivier nicht einmal dieselben Worte brauchen wie Alfred de Müsset, wenn es sich um eine sympathische Stimme handelt?

Marie wird siebenzehn Jahr!

Das ist ein interessantes Alter. Es ist die wunderschöne Periode in der das durch das lange Firmelungskleid zur Demoiselle metamorphosirte Kind die letzte Puppe längst vergessen und doch noch keinen Ersatz für dieselbe gefunden hat! . . .

Es wäre nicht hübsch, zu zweifeln, daß man in Paris mit siebenzehn Jahren eines solchen Ersatzes noch harren müßte. Aber es ist so, denn Marie ist sehr moralisch. Ihre Mutter hielt darauf, die eine Verwandte der Kaiserin Eugenie war, was wir vielleicht noch nicht erzählt.

Pikante Anekdoten aus der Pariser Gesellschaft.

Das dritte Capitel hat an dem Namen der Viardot Garcia noch nicht genug. . . .

Skandalgeschichten aus den Kreisen des Hofes.

„Er“ wird in den Roman geführt und spricht über Marie prophetische Worte. Seinem Schnurrbart wird eine Glosse gewidmet, die das Recept ausplaudert, nach welchem die Pomade desselben gefertigt wurde.

Es folgen Geheimnisse aus dem Leben des Grafen Palikao und bei der Gelegenheit wird natürlich dessen Reise nach China erwähnt. China! Dies interessante Museum von Embryo's, diese Encyclopädie von Petrefakten steht freilich nicht im geringsten geistigen Causalnexus mit der Biographie der Primadonna — doch das thut nichts.

Das Capitel schließt mit einer Schilderung einer Soirée, in welcher Marie mit Madame Conneau, der Gemahlin des kaiserlichen Leibarztes und einer reichen amerikanischen Dilettantin, Namens Mrs. Moulton, „um die Palme des Abends ringt“. Natürlich erhält Marie „die Palme“, wofür sie wieder in andere angesehene Häuser zum Thee eingeladen wird.

In Folge eines religiös-melancholischen Liedes, das er von Marie hat vortragen hören, entschließt sich ein junger Marquis, seinem liederlichen Lebenswandel zu entsagen und Missionsprediger in Borneo zu werden. . . .

Er liebt natürlich Marie. . . Sie will aber nichts von ihm wissen, weil sie sich erst im vierten Capitel verlieben und nach Umständen verloben darf. Der Marquis bleibt in Folge dessen bei den Borneomännern, wohin er denn auch wohl gehört.

Viertes Capitel.

Dieses Capitel beginnt wie jedes seiner geschätzten Vorgänger mit einem neuen berühmten Namen.

Herr Cremieux junior ist's, der das Interesse der Leser in diesem Abschnitt dieser Musterbiographie einnimmt.

Man erzählt, was von ihm zu erzählen ist. Dabei ist leider nicht viel Gutes, es sei denn von seinem Papa, welcher bekanntlich neben Jules Favre und Gambetta Mitglied der nationalen Vertheidigung war.

Wie wunderbarlich all' diese berühmten Namen in das Leben unserer

Heldin eingreifen! Es ist just so, als habe der liebe Gott — dessen sprichwörtliches Wohlsein in Frankreich laut der letzten telegraphischen Depesche übrigens aufgehört haben soll — diese Leute alle nur deshalb zur Welt kommen lassen.

„Unser Leser hat Scharfsinn genug" (sehr zarte captatio benevolentiae), um zu errathen, daß Marie den Herrn Cremieux junior liebt. Es ist das nicht in Folge seiner Offenbachtexte, vielleicht aber wegen seiner hellfarbigen Glacé's und der damit in Verbindung stehenden hübschen Hände.

Sie heirathen sich. . . .

Allgemeine und besondere Betrachtungen über das eheliche Leben in Frankreich: — La femme von Michelet und andere Bücher — Setzerscholien zur Beförderung der Reinlichkeit der weiblichen Seele — Allerlei Rauch aus dem Leben des Herrn Cremieux junior und sein keusches Verhältniß zur Muse J. J. Offenbach's —

Dies Capitel erscheint in Rücksicht darauf, daß es in manchen Familien halberwachsene Töchter giebt, verklebt. Aufgeschnittene Exemplare werden natürlich nicht zurückgenommen, da das Aufschneiden lediglich ein Vorrecht der Biographen ist! — Für Dragoneroffiziere und unverheirathete Rentiers wird dies Capitel extra bearbeitet und edirt —!

Fünftes Capitel.

Sie lassen sich scheiden.

Das heißt: sie möchte gern, aber er will nicht. Sie fühlt sich namenlos elend und getäuscht. Hier folgen Citate aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn und der Marquise von Dudevant.

Damit auch dieses Capitel einen berühmten Namen aus der Tagesgeschichte habe, so wird der Scheidungsprozeß durch alle Phasen verfolgt. Der Roman ist natürlich dazu da, um die Verhandlung bei geöffneten Thüren zu halten. Auch er ist ja eine Tribüne! Madame Cremieux hat sich — was wir beinahe zu erzählen vergessen hätten, weil es die Hauptsache ist — entschlossen, öffentlich als Künstlerin aufzutreten. Sie singt in Concerten und auf der Bühne mit großem Erfolg. Irgend ein

großer Componist componirt für sie natürlich auch eine neue Oper. Meinetwegen Auber, der damals noch das Glück hatte, zu leben. (Es wäre auf den kleinen Anachronismus auch nicht angekommen und man hätte Halévy genommen.) Auber componirt für die gefeierte Marie den „Tag des Glücks!“

Ah — nun wissen wir's! Freilich hatte der Tenorist Capoul die Hauptrolle! — Auber übernimmt ihre Ausbildung im französischen Gesang, wie Rossini sie im italienischen Gesang ausbildete, was wir vielleicht noch nicht erzählt.

Aber das ist nicht genug für dies Capitel.

Geschwind noch einige Celebritäten, deren Namen des Gerüchtes donnernde Posaune über den Markt des Lebens brüllt.

Also une cause célèbre!

Die Familie Cremieux verbietet Marien ihre künstlerische Wirksamkeit auf den weltbedeutenden Brettern, und das ist sehr hübsch von ihr, denn es macht Reclame.

Der alte Cremieux vertheidigt in dem unausbleiblichen Prozeß seinen Sohn. Und wer übernimmt das Plaidoyer für unsere Heldin?

Wir können's natürlich unter einem Jules Favre nicht thun!

Dieser siegt. Die Bühnenwirksamkeit gilt nämlich in Frankreich nach dem Code Napoléon für ein „anständiges Gewerbe“. Ein solches darf aber zum Zweck ihres Unterhalts eine geschiedene Frau treiben.

Dies Capitel ist natürlich eines der interessantesten. Man nehme: einige Unzen Wahrheit und Dichtung, dito Phantasie und Wirklichkeit, dito Schadenfreude und Rachsucht, dito Impertinenz und Nonchalence, thue dazu einige Gran nervenerregende Schlagworte aus Scribe oder Dumas, mische das Ganze im Mörser der Unmöglichkeit und filtrire die in der Retorte der Unglaublichkeit erwärmte Masse durch einen Trichter, welchen man aus einem Blatt irgend einer Encyclopädie berühmter Männer geformt. Probatum est!

Herr Cremieux wird mit seiner Klage abgewiesen. Er appellirt natürlich! Wo? sagt uns das

Sechste Capitel,

das natürlich auch seinen berühmten Namen haben muß. Er wird demselben zu Theil durch die Person des ersten Präsidenten des obersten Cassationshofes.

Es ist Herr Devienne.

Folgen: Mysterien der Tuilerien. Marguerite Bellanger. — — Der Biograph ist auf der Hochfluth. Die Wellen seines interessanten Stoffes schlagen über den erstaunten Häuptern der Leser zusammen, welche mit Wollust sich in dies Wogengrab stürzen! Ach, das ist erquickend! Das ist neu! Das macht den stärksten Nerven zu schaffen!...

Und wie zeitgemäß ist das Alles!

Wann wäre unsere Receptivität für derlei Küchenabfälle aus der Kaiserzeit größer gewesen als eben jetzt!!

Natürlich entscheidet Herr Devienne zu Ungunsten der armen Marie, weil diese eine Verwandte der Kaiserin Eugenie ist, was wir vielleicht noch nicht erzählt, und weil es der hohen Dame doch nicht angenehm sein kann, wenn eine Verwandte von ihr auf den weltbedeutenden Brettern eine Kunst treibt, die der große Onkel des kleinen Neffen leider ein „anständiges Gewerbe“ nennen ließ!

Siebentes Capitel.

Frau Montobello-Hermoso-Cremieux darf also nicht auf die Bühne.

Aber sie darf in Concerten und Soiréen singen. —

Folgt in gedrängter Uebersicht eine Aufzählung der unerhörten Honorare, welche sie dafür empfängt, nebst indiscreten Enthüllungen über das Soll und Haben der Primadonna.

Dieser Abschnitt ist hauptsächlich darauf berechnet, das Interesse der haute finance für diese Biographie zu wecken. Es wird absichtlich unerörtert gelassen, wo und wie die Künstlerin ihre Milliarden anlegt.

Der freundliche Leser, dessen Geduld bis hierher so freundlich war, nicht zu reißen, erlaubt sich jetzt eine berechtigte Interpellation.

„Mein Herr“, so sagt er, „Ihre Biographie ist sehr interessant,

und ich gestehe, daß ich von Frau Potiphar bis zu Madame Bellanger, von Frau Semiramis bis zur Königin Marie Antoinette keine pikantere Lebensbeschreibung gelesen, und ich wundere mich in der That, daß mir, der ich doch ziemlich sorgfältig die Geschichte der Musik und des Theaters der Gegenwart verfolge, niemals der Name ihrer Heldin unter mein pince-nez gekommen ist!"

„O du Guter," sagt der Biograph, indem er sich bescheiden verneigt, — „dein Wunsch wird erfüllet werden. Warte nur, balde!"

„Aber lieber Gott —"

„Ja, ganz recht! Laß dafür nur den lieben Gott sorgen und dessen getreuen Knecht, so da Ullmann heißet und in Concert-Turné's macht." ...

Der Leser geht von dannen und behauptet, daß unser an die Milch der verdünntesten Galläpfelmischung gewöhnter Gänsekiel doch wohl ein in Boan-Upas-Gift getauchtes Banditen-Stilet sei.

Bald darauf findet er an allen Straßenecken eine gelbe Reklame, welche das Bild der Maria Monbelli (also nicht Montobello, noch Hermoso, noch Cremieux, was wir beinah' zu sagen vergessen hätten) als eines der schönsten Bilder der schönsten Frau zum Kauf anbietet.

Er tritt in eine Kunsthandlung und fragt nach diesem Bild. Man giebt ihm zur Antwort: „das Bild sei noch nicht da, aber eine Biographie könne er gratis haben." Und er bekommt sie. .... Und er liest sie und sagt zu sich selber: Difficile est satiram non-scribere!"

Und die Moral von der Geschicht'? — Man kann eine charmante und tüchtige Künstlerin sein, ohne solche Biographie — zu besitzen!

Die komische Alte.

Eine Photographie ohne Retouche.

Im Genus der komischen Alten unterscheidet die dramaturgische Botanik zwei Spezies.

Zur ersteren gehört die alt gewordene Soubrette, welche aus Mangel an anderweitiger Versorgung der Bühne in dem kritischen Wendepunkt ihrer künstlerischen Wirksamkeit nicht Valet sagen konnte, da ihr Taufschein mit ihrem zeitherigen Rollenfach in einen so grellen Widerspruch trat, daß Kritik, Publikum und Direction (ihr Spiegel thut das galanter Weise nicht) sie mahnten, in das „ältere Fach“ überzugehen. Es folgt damit dem lustigen Sommer einer solchen Künstlerlaufbahn meisthin ein recht melancholischer Herbst, der nur saure und unreife Früchte bringt. Die wenigsten verstehen, sich in diese Jahreszeit zu finden. Ihr Wesen behält äußerlich noch immer das Extravagante, Emancipirte, welches die modernen Soubretten charakterisirt. Das nimmt sich dann bei der komischen Alten eigentlich tragisch aus, und in Wahrheit, es liegt oft ein eigenthümliches Pathos in den grauen Haaren solcher Menschendarstellerin, die den Rest ihres Lebens verhadert mit jener wahnwitzigen Amme, die man die Hoffnung nennt und die uns mit ihren vergifteten Liebestränken großgesäugt hat, um uns im Alter die fortdauernde Qual des Tantalus empfinden zu lassen. Diese Soubretten sind meist böse Geschöpfe und die Theatersprache nennt sie „Kreuzspinnen“, und in der That, sie sind spinöse, klatschsüchtig, neidisch, schadenfroh und heimtückisch. Sie lassen kein junges Talent aufkommen, sie verachten das ganze Personal, sie

thun Jedem in's Gesicht gar süß und freundlich, als möchten sie Jeden der theuren Collegen „vor Liebe aufessen" — hinter dem Rücken brauchen sie ihre bösen Zungen mit verderblicherer Wirkung, wie mancher Senegal-Neger sein in Gift getauchtes Elfenbeinstilet! Sie können die Zeit nicht vergessen, „da Bertha spann", und haben eine so saure Miene wie der Laubfrosch, welcher die Tage verkündet, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Die aschgraue Perspective ihres Lebens liegt wie ein Herbstwolkenflor über ihnen, und seine Nebel hüllen wie düstere Wittwenschleier die „zurückgetretene Soubrette" in ihr melancholisches Sterbehemde. Sie fangen jeden Satz mit der Phrase an: „ja, als ich noch diese Rollen spielte" und schließen ihn mit den Worten: „aber jetzt, ach du lieber Gott!" Und dann folgt ein unartikulirter Laut — ein Seufzer — und zuletzt ein leis' verklingendes Aufrufungszeichen. Es ist die liebste und die charakteristische Interpunktion dieser Spezies aus dem großen Genus der komischen Alten. Es entspricht dem cholerischen Element.

Lachen Sie nicht, geehrte Leserin! Jedes Temperament hat seine Lieblingsinterpunktion. . . . Da sehen Sie die vom Phlegmatiker erwählte. Es ist der Punkt, der still in sich ruhende ewige Pol in der Erscheinungen Flucht, der selbst genügsam in sich abgeschlossene Punkt, der in süßester Ruhe, in stiller Beschaulichkeit sich in sich selbst versenkt und von allen Schriftcollegen unserer irdischen Schreibweise nichts will und nichts begehrt, als Respect vor dieser sich selbst genügenden Einsamkeit. Das Fragezeichen entspricht dem Melancholikus, der ewig zwischen Wahn und Thränen schwebend aus angeborenem Pessimismus jedes Ding voll Argwohn betrachtet, ob es ihm nicht Gefahr in's Haus brächte. Das Komma endlich ist die Signatur des sanguinischen Wesens. Es ist das ewig wiederkehrende Stationshäuschen des kurzathmigen Läufers zwischen Hoffnung und Enttäuschung!

Doch pardon, wir wollen von komischen Alten reden und sprechen hier von Interpunktionen ohne Angst vor einer Grabesrevolte von Adelung und Grimm, und von Temperamenten, als ob —

Doch keine langathmigen Entschuldigungen.

Auch eine komische Alte hat mit beiden zu schaffen: mit der ersteren — der Interpunktion — beim Auswendiglernen ihrer Rollen und mit

den letzteren — den Temperamenten — beim Studium der Birch-Pfeifer-schen Anmerkungen zu jenen.

Wir sollten jetzt von der zweiten Spezies jenes Faches erzählen, das eben nur Benedix und die eben citirte dramatische Dichterin unter den Modernen besonders protegirt haben und welches dem enragirten Habitué nie zum Objekt für sein Opernglas werden kann.

Diese zweite Spezies ist nicht so leicht charakterisirt. Wir ziehen vor, ein Exemplar plastisch vor unseren Lesern aufmarschiren zu lassen. Freilich ist's nicht so lustig, sich durch die Phantasie auf einige Stunden mit solch einer Alten in so intimen Verkehr zu setzen, wie mit einer Primadonna oder Soubrette, allein es hat doch vielleicht auch seinen Reiz!

Man giebt mehrere Bluetten an einem beliebigen Herbstabend im Stadttheater zu X. oder Z., an welchem unsere komische Alte für eine Monatsgage von 40 Thalern engagirt ist, und diese gute Dame hat nicht ohne Beifall die alte Köchin in den „Dienstboten" von Benedix als dritte Debütrolle gespielt. Man hat sie sogar gerufen. Ihr Winter-engagement ist durch diesen Erfolg so gut wie gesichert. Zudem kennt der Director sie ja schon, „wie er noch anfing!" Man spricht nicht viel von ihr in den Theaterzeitungen, aber jeder College weiß, daß sie eine ganz tüchtige Schauspielerin ist, die eben nur nie das Glück hatte, an eine größere, stehende Bühne oder gar an ein Hoftheater zu kommen. Wer sollte sich auch für die Carrière einer komischen Alten interessiren? Frau Rollmeyer — sie mag durch diese Indiskretion sogleich aus ihrer Anonymität heraustreten — hat also gefallen. Sie kommt mit freude-strahlendem Gesicht in die Garderobe. Eine junge Dame (sie ist muntere Liebhaberin) sagt gutmüthig: „Nun, Sie sind ja gerufen! Ach, ich wollt', ich würde auch gerufen! Ich habe so viel Angst!"

„Giebt sich, mein Herzchen!" tröstet Frau Rollmeyer. „Aber ganz geht's Lampenfieber niemals fort, das heißt, bei Denen nicht, die wirklich mit Leib und Seel' dabei sind. . . . Ach, liebe Fetthammel, knöpfen Sie mir doch die Taille auf . . . ." Die Bitte geht an die Garderobière, welche eben bei Fräulein Schlippermilch, der tragischen Liebhaberin, be-schäftigt ist, die im ersten Stück des Abends gespielt und drei Bouquets

aus der „Husarenloge“ bekommen hat und sich wie eine Baronesse seit einer Stunde nun schon umkleiden läßt. „Aber liebe Fetthammel —“

„Erlauben Sie, Madame, ich brauche die Garderobière noch sehr nothwendig,“ flötet die tragische Liebhaberin mit einem nasalen Pathos, das durch den hochmüthigen Ton noch unausstehlicher wird.

Die muntere Liebhaberin ist dienstwillig genug, der korpulenten Frau die Taille zu öffnen.

„Mir ist doch warm geworden“, pustet Frau Rollmeyer und greift zur Schnupftabacksdose.

Die Soubrette probirt ihre hohen Töne und jodelt.

Unten tönt das Klingelzeichen des Inspicienten zum Beginn des letzten Stückes. Alle Damen, die in demselben beschäftigt sind, verlassen das Allerheiligste. Nur die tragische Liebhaberin bleibt und die komische Alte, welche sich selbst auskleidet und selbst ihren Garderobenkorb packt. Sie könnte mit gutem Recht auch die Hülfe der Garderobière in Anspruch nehmen, allein sie schweigt aus Klugheit, halb und halb aus Gutmüthigkeit. Freilich hat sie sich nie so bedienen lassen — selbst in ihren „besten Jahren“ nicht, bevor sie Rollmeyer kennen lernte und noch jugendliche Heroinen spielte bei ihrem Vater, dem Director eines „Meerschweinchens“ in Ostpreußen.

Eine Karte wurde gebracht durch den Theaterdiener, der vorsichtig an die Thür pochte und der alten Fetthammel durch den geöffneten Spalt etwas zuwisperte.

Die tragische Liebhaberin nahm das kleine goldgeränderte Couvert mit stolzem, triumphirendem Lächeln hin, und während die Garderobière ihr die Atlasstiefelchen auszog, las sie halblaut, aber doch mit absichtlich scharfem Accent: „ein Souper mit dem Grafen Kammerling im goldenen Stern —“

Die komische Alte lächelt. Solche Soupers kannte sie nicht — auch in ihren „besten Jahren“ nicht. Sie hatte damals wenig von dem genossen, womit das Raffinement der großen Welt das Leben der reichen Leute schmückt und würzt.

Vervollständigen wir, indeß sie mit Hülfe von Schweineschmalz (Fräulein Schlippermilch hat für diese wenig interessante und unterhaltende

Prozedur natürlich eine wohlriechende Pomade in dem ächt silbernen Näpfchen ihrer eleganten Schminktoilette) sich die roth und weißen Schminken aus ihrem Vollmondsgesicht abreibt, die Biographie der Frau Rollmeyer geborenen Gradehand. Man weiß doch gern genauer, wer der Andere ist — und da wir nun einmal mit der guten Rollmeyer noch den ganzen Abend zubringen wollen, so sei in ihrer Vergangenheit kein dunkler Punkt für den freundlichen Leser.

Also ihr Vater — der selige Gradehand — war Thespiskarrenlenker in Ostpreußen. Die dortigen Kirchdörfer haben kein großes Contingent von Theater=Enthusiasten, und in den kleineren Städtchen sitzt wenig Geld. Gradehand schleppte sich mühsam durch und Hans Schmalhans war Küchenmeister bei ihm. Iduna Feodora war nicht sein einziges Kind. Er besaß deren dreizehn, und dieser Umstand mag es entschuldigen, daß man später nie ganz genau wußte, wann Iduna geboren sei. Auch nicht wo! In irgend einem Nest da droben natürlich — an der Seeküste oder da herum! Iduna selbst forschte niemals danach. Sie war als Kind hübsch und schlank, und Papa Gradehand freute sich aufrichtig, in ihr eine tragische Liebhaberin zu sparen. Dies Fach spielte Iduna denn auch — leider nur kurze Zeit. Ihr Embonpoint machte ihr leider nur zu bald eine Louise Millerin oder eine Maria Stuart zur Unmöglichkeit. Iduna nahm von diesen Rollen nicht ohne innere Wehmuth Abschied! Sie liebte diese pathetischen Gefühlsergüsse in den tragischen Charakteren Schiller's und versenkte sich in ihre Aufgaben mit jenem instinktiven Erfassen, das so oft das Richtige trifft, ohne es selbst zu wissen! In mancher Mondnacht hatte sie in ihrem Dachkämmerchen hungernd und frierend die großen Monologe der Jungfrau und der Maria Stuart mit dem Aufgebot ihrer ganzen Lungenkraft in die schweigende Nacht hinaus deklamirt! Es steckte ein Kern von ächter Poesie in dem Mädchen, der jedoch bei dem Mangel an jeglicher Durch= und Ausbildung keinerlei Triebkraft bewähren konnte. — Papa Gradehand duldete keine Opposition aus Sentimentalität, und nach etlichen durchweinten Nächten fügte sich Iduna in das Fach der ernsten — und komischen Mütter. Sie spielte eben Alles, wie das so bei diesen Duodezausgaben eines dramatischen Kunst=Instituts nicht anders zu gehen pflegt.

Eines Tages kam ein neuer Komiker zu Papa Gradehand. Er hieß Hübsch und führte den Namen mit Recht. Iduna heirathete ihn. Ihr Papa wollte „den tüchtigen Spieler durch Familienbande an sein Institut fesseln“ ..... Iduna that ihm diesen Gefallen in kindlicher Liebe, obschon sie den Komiker keineswegs so leidenschaftlich liebte, wie Julia ihren Romeo! Aber sie war mit den Jahren praktisch geworden und — die Noth war gar so groß! Eine Ehe der Armuth ist aber auch etwas ganz Anderes! Es ist ein traurig Kapitel, und die arme Iduna sollte es bald genug kennen lernen. Ihre Ehe war kinderreich. Sie gebar ihrem Mann jedes Jahr ein Kind — ohne Unterbrechung — und fast immer zum Herbst, wenn sie nach Gumbinnen kamen und die Borsdorfer Aepfel in dem schönen Garten des Regierungspräsidenten reif waren, der beim Director Gradehand wohl einige zwanzig Mal Gevatter gestanden haben mochte. Eins dieser Kinder kam faktisch hinter den Coulissen auf die Welt. Ein ächtes Theaterkind! Frau Iduna verlor nichts von ihrem Embonpoint dadurch und spielte selbst in jenen kritischen Wochen ihrer mütterlichen Sorgen, die man aus schätzbarer Galanterie die „interessanten“ zu nennen pflegt, obschon sie auf solchen Euphemismus keinerlei Anspruch haben! Hübsch war ein talentvoller, vielleicht sogar ein genialer Schauspieler. Er war in Folge seines Leichtsinns und seiner Liederlichkeit indessen bei den ambulanten Bühnen „verbummelt“ wie so Viele, bei denen „der schöne Gott im Staub der Welt unterging!“ Iduna hatte keine rechte Gewalt über ihn, den bereits der böse Dämon des gebrannten Wassers beherrschte. Die böse Angewohnheit ward durch die üble Landessitte in Ostpreußen verstärkt und gefördert, wo der Bauer den ganzen langen Abend am Schnaps knöchelt. Der wandernde Komödiant der Späße und Schrullen weiß, ist dabei gern gelitten. Das führte den Hübsch in's Verderben. Der Elende starb an einer Wette, in Folge deren er in fünf Minuten fünfundzwanzig Schnäpse austrinken mußte! ... Iduna folgte seinem Sarge mit ihren sechs Waisen. .. Es war gut, daß sie doch bei dem Papa Director noch einen Halt hatte. ... Sie betrauerte den Todten ihr züchtig Jährlein, visirte in der Zeit jedoch nicht nach einem andern Schatz, wie Frau Martha Schwertlein im „Faust“, sondern schied von den schwarzen Trauerkleidern mit dem Gelöbniß: nie

wieder zu heirathen! Das alte einförmige Wanderleben begann nun wieder mit all' dem früheren Elend und der früheren Zerfahrenheit. Und es ging schlecht, spottschlecht mit der armen Truppe. Frau Iduna brockte oft die letzte Brodrinde in ihre Wassersuppe, ohne zu wissen, woher der liebe Gott ihnen am nächsten Mittag eine Mahlzeit bescheeren werde! Gleichwohl hielt sie sich resolut und suchte in guten Zeiten zu sparen — für die Erziehung ihrer Kinder! Der gute Kern zu einer ächt bürgerlichen Hausfrau fehlte ihr nicht — man findet denselben mit all' seinen tüchtigen und löblichen Eigenschaften öfter bei den Frauen im vorgerückteren Alter bei solcher Wandertruppe. Der Verkehr und der Konnex mit der bürgerlichen Gesellschaft ist bei derselben ein intimerer als bei den großen Kunst-Instituten. Trotz allen Wanderns bewahrt man alle traulichen Vortheile des kleinen eigenen Heerdes in dieser patriarchalischen Welt. Der argwöhnische Kleinstädter und der mißtrauische Bauer, die nicht einen Pfennig borgen, nöthigen zur Sparsamkeit; die Klatschsucht des Publikums, die ihr lauschendes Fama-Ohr an jede Thür legt, ist eine oft drückende, aber doch wohlthuende Sittenwächterin für diese Kreise!

Frau Iduna, welche sich den Dreißigern näherte, war immer noch eine stattliche Frau und trotz ihrer Körperfülle nicht unangenehm. Papa Gradehand hätte gern wieder ein gutes Geschäft mit ihrer Hand gemacht. Sie aber schüttelte den Kopf zu allen Projecten. Zum Trost für ihre Einsamkeit dienten ihr ihre Kinder und ihre Kunst! Sie lernte ihre Rollen nicht nur — sie studirte dieselben, oft mit dem Kochlöffel in der Hand oder Nachts an der Wiege eines kranken Kindes! Es that ihr oft weh vor den Bauern zu spielen, deren roher Sinn sich nur an derben Possen ergötzte. Sie hatte, wir wissen es bereits, die tragischen Rollen am liebsten, allein auch für die tragischen Mütter ward sie zu dick und ihr Gesicht zu rund. Sie fühlte dies mit wirklich tiefem Schmerz und das ward die zweite schmerzliche Resignation in ihrem Leben. Sie mußte sich ausschließlich dem heitern Genre zuwenden. Das that der kleinen Frau weh, recht weh! Aber sie arbeitete sich mit Fleiß und Ausdauer auch in dies Fach hinein. Ihre Energie hätte wie ihr Talent ein besseres Ziel verdient, als diese Stall- und Scheunenvorstellungen vor Pferde-

händlern und Kohlbauern! ... Die kleine Frau hatte indeß ihre Toilette vervollständigt und die Kleider, welche sie soeben auf der Bühne getragen, in den großen mit Wachsleinwand ausgeschlagenen Korb gelegt, der neben ihrem Platze stand.

Fräulein Schlippermilch sagte ein kaum hörbares, herablassendes „Gute Nacht" und rauschte davon.

Die dicke Garderobière (sie hatte ein Parfüm an sich, das die Schlippermilch als „abominable" bezeichnete; Frau Rollmeyer kannte dasselbe von ihrem ersten Mann nur zu gut!) näherte sich jetzt der komischen Alten. Sie stand mit ihr schon auf gutem Fuße — derlei Fächer behandelt man so cordial wie seines Gleichen. „Die thut auch gar so hochmüthig," spottete sie der eben Davongegangenen nach, obschon sie ihr mit dem demüthigsten Knix die Thür geöffnet. „Ich weiß, daß der Graf Hammerling auch mit unserer Primadonna soupirt hat. Die Friseuse hat mir's erzählt. Und den andern Tag hat er einen Brief geschickt. Ja, und der Doctor Käsebier, der in die Blätter schreibt, war gestern zum Kaffee bei der kleinen Federleicht, der Tänzerin, die vorgestern aufgetreten ist. Na, nu wird die gewiß furchtbar gelobt werden! Wird sich die Corally ärgern; ha, hat's ja nicht besser haben wollen. Wissen Sie, der Lieutenant ist versetzt, den sie hatte! Nun sitzt sie da mit'm dicken Kopf! Hahaha! Ja, du liebe Güte, wie das so geht beim Theater! Und wissen Sie das Neueste: unser Director soll sich für die kleine Schrappenberger interessiren! Gestern hat der Petersin, der Inspicient, sie Beide zusammen wispern hören, hinter der Bühne im Malersaal. Hahaha! Was sagen Sie dazu? Na — warum lachen Sie denn nicht? Sie lachen ja sonst immer! Was ist Ihnen denn in die Krone gefahren?

Die Alte ließ einen prüfenden Blick in ihren Garderobenkorb fallen und that, als ob sie die letzte Frage gar nicht gehört.

„Morgen ist das Stück wieder", sagte sie, „ich will die Sachen gleich hier lassen. Gute Nacht!"

Kopfschüttelnd schaute ihr die Klätscherin nach, welche instinktiv herausfühlte, welche Zurechtweisung und Ablehnung in diesem Schweigen lag.

Frau Rollmeyer zog ihren alten Regenmantel (wie manches liebe

Jahr hatte sie denselben schon getragen) fester um sich. Draußen im Flur war's kalt. Einige junge Leute standen dort harrend auf den baldigen Schluß. Wer weiß, wem sie ihre Begleitung zugedacht. Der komischen Alten sicher nicht. Sie blickten die kleine dicke Frau durch ihre goldenen Lorgnons ziemlich impertinent an und kicherten, da sie vorüberging. Frau Rollmeyer lachte still vor sich hin. Darüber war sie hinweg!

„Ihr Affen," dachte sie, „wenn Eures Vaters Geldkisten nicht wären, müßtet Ihr an der Chaussee Steine klopfen!"

Draußen war's kalt und feucht. Der Herbstwind peitschte den Regen durch die Gassen und Schneeflocken wirbelten dazwischen. Die Gasflammen zitterten und flackerten in ihren gläsernen Käfigen, wie Seelen in Fegefeuerqual, und von den großen Promenaden her fegte der Wind die modernden Blätter der Linde und des Ahorn, deren wässeriger eigenthümlicher Geruch die Stadt erfüllte mit dem ächten Odeur des Herbstes, der über Nacht zum Winter werden will.

Frau Rollmeyer muß sich rasch orientirt haben in ihrem neuen Wirkungskreis. Sie schreitet sicheren Blickes durch das Straßenlabyrinth ihrer ziemlich entlegenen Wohnung zu. In der Nähe derselben ist ein Schlächterladen. In diesen tritt sie ein. Man scheint die neue Kundin bereits zu kennen.

Vertraulich nickt die Meisterin ihr zu.

„Für zwei Gute Schlackwurst," bittet sie, und fügt lachend hinzu: „Messen Sie reichlich, Frau, es ist für 'nen Kranken!"

Die Meisterin stimmt in das Lachen ein. Sie ist Kunstschwärmerin und hat vor der Frau Rollmeyer alle Achtung, seitdem sie dieselbe in der Eröffnungsvorstellung der Saison als altes Weib in Raymund's „Verschwender" gesehen hat. (Derlei cordiale Verhältnisse zwischen Akteur und Publikum existiren sonst nur in kleineren Städten; wo das Leben größere Dimensionen annimmt verliert sich das oder gewinnt eine andere vornehme Form, welche wenig Inhalt hat und nicht nachwirkt.)

Die Meisterin mißt reichlich und fragt: „Wie haben Sie heute Abend gefallen? Ach, ich hab' die Rolle mal von der Frau Frieb-Blumauer gesehen! An die erinnern Sie mich! Nicht wahr, August? (Die Frage gilt dem Mann, welcher eben einer hübschen Köchin ein Pfund Schweins-

koteletten abhackt.) Und sagen Sie, was spielen Sie morgen? Morgen ist mein Tag, da gehört die Loge wieder uns. Wir haben sie zu Dreien! Es ist mein einzigstes Plaisir, das Theater. Morgen Abend haben wir frischen Preßkopf! Mögen Sie den?"

„Freilich, gute Meisterin. Dafür laß ich mein Leben!"

Und Frau Iduna übertreibt darin nicht allzusehr. Sie ist im Stande, einen anständigen Umweg zu machen, wenn sie die beste Leberwurst bei der richtigen Bezugsquelle kaufen kann! Ihre Kinder sind in der weiten Welt, ihre Männer todt. Was hat sie vom Leben? Ihre Schnupftabacksdose, das vielbeschimpfte Hausmöbel der alten Jungfer, ihre Katze und — ihre Rollen! Freilich, diese auch nicht mehr so recht. Sie wird doch schon ein wenig stumpf. Das Publikum scheint's noch nicht zu merken, aber sie selbst merkt es und fühlt, daß die Zeit allmälig herangekommen:

„wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen!"

Und, in Wahrheit, sie ißt gern gut, fast eben so gern, als sie lacht, und eins von Beiden thut die dicke kleine Frau fast beständig. Es giebt Viele, die sie deshalb für albern und beschränkt halten und ihrem schwammigen Embonpoint und ihrem faltenreichen Gesicht (man könnte Gardinen nach diesen vielen Runzeln aufstecken) auch nicht die kleinste idealere Regung zutrauen und keinen schwärmerischen Aufblick zu Thalia oder Melpomene. Sie Alle ahnen nicht, daß das Alles nur eine Larve ist, die sich freilich im Lauf der Zeiten so fest aufgedrückt hat, daß sie schwer noch zu lüften. Warum auch und vor wem? Die kleine Frau war im Kampf mit dem Leben tapferer als mancher General. Wer nach dem Schein urtheilt, der mag ihr's freilich nicht ansehen.

„Noch sonst was gefällig?" fragte die Meisterin.

„Nein, Guteste! Uebermorgen ist erst Gagetag und bis dahin heißt es sich einrichten!"

„Darum! Ich gebe Ihnen Credit, so viel Sie wollen."

Die kleine Frau schüttelte den Kopf und lachte und sagte: Adieu. —

„Sie hat gar nichts Komödiantisches", lobte die Schlächterfrau ihr nach.

Frau Iduna ging mit schnellem und festem Schritt heim. Es war so unwirthlich draußen und sie freute sich in der That, als sie endlich ihr Haus erreicht und keuchend und stöhnend, denn der Athem wurde der Alten doch allgemach schwer, die drei Treppen hinangestiegen war.

Droben brannte Licht. Die Miethsfrau war aufmerksam und gefällig und erwartete die Alte. Schon sang der Theekessel auf der Eisenplatte des Ofenrohres sein eigenthümlich trauliches Lied und von der Küche zog sich der leise Duft gebratener Kartoffeln in das „Boudoir" der komischen Alten.

Es waren zwei kleine Stübchen, reinlich freilich und auch ziemlich hübsch, aber vollgepfropft und vollgestopft von allerlei Hausrath und Theaterutensilien.

Der eigentliche Ordnungssinn fehlt der Tochter des herumziehenden Directors. Alle Stühle und Tische sind bepackt. Da liegt's bunt durcheinander, aber Frau Iduna hätte in stockfinsterer Nacht jedes einzelne Stück finden können, ohne lange zu suchen. So behauptete sie wenigstens.

Die Wirthin empfing sie mit freundlichem Zuspruch.

Auch war ein Brief da. Er kam von Königsberg.

„Ich bringe die Kartoffeln", sagte Frau Mehlmann mit jenem verbindlichen Lächeln, das derlei Personen niemals ablegen, so lange sie pünktlich ihre Miethe erhalten.

Frau Iduna hatte sich in das altmodische Ledersopha gesetzt.

Sie war doch recht müde und erschöpft, und jetzt sah man ihr's auch an, daß sie alt sei — recht alt. Das graue Haar quoll unter der Haube vor und in den Schläfen pochte blaues Geäder. Das starke Kinn zitterte unwillkürlich und der Mund mit bedenklichen Zahnlücken (Frau Rollmeyer verstopfte dieselben auf der Bühne stets künstlich mit Wachspräparaten eigener Fabrikation,) stand offen. Ihre Hände waren roth und geschwollen, denn sie kannte den Luxus der Glacéhandschuhe nicht. Die Favoritkatze — Mimi war der holde Name des vierbeinigen Lieblings — hatte sich dicht an sie geschmiegt und miaut. Der Alten schien das wohlzuthun. Es war doch ein Laut in dieser Häuslichkeit

nach all den Aufregungen im Theater! Sie streichelte das Thier und drückte es an sich.

Dann nahm sie ihr Mahl zu sich. Frau Mehlmann wollte indeß ihre Kinder versorgen; sie käme dann wieder, sagte sie „zum Plauderstündchen beim Thee.“ Das war so eine alte Gewohnheit, die sie bei all ihren Mietherinnen einführte.

Frau Iduna aß mit gutem Appetit. Ihr Magen war bei Papa Gradehands Küche nicht verdorben und just so gut wie ihr Gewissen! Darum konnte sie auch so herzlich lachen! Wohl dem Menschen, der sich das bewahrt bis ins sechzigste Jahr, nach einem Leben, das so viele trübe Tage zeigte, wie der Kalender im April! Wahrlich, der erste Mai hat mehr Aehnlichkeit mit dem letzten November als Frau Iduna mit einem Glückskinde.

Wir haben von all ihren Leiden kaum die Hälfte erzählt.

Sie legt die Serviette fein säuberlich zusammen und starrt ins Leere. Der Brief liegt noch unerbrochen neben ihr. Ihr träumerisches Auge, in dem es jetzt plötzlich feucht aufschimmerte, hing an einem Bildchen in altmodischem Rahmen. Ein frischer Immortellenkranz umschloß denselben.

Es war Geburtstag von einem Todten. —

„Mein guter Alter“, flüsterte sie und fuhr mit der dicken Hand über die Augen. Sie rechnete leise die Jahre nach, welche seit dem Tode Rollmeyers — ihres zweiten Gatten — vergangen sind. — O, das waren glückliche Zeiten gewesen, da sie ihn kennen gelernt. Die glücklichsten ihres Lebens. Es war ein Stiller, Träumerischer, dieser Rollmeyer, seines Zeichens ein Buchbinder. Aber es ging nicht recht vorwärts mit seinem Geschäft, denn er verschwendete zu viel Zeit mit der Lectüre des Inhalts der Bücher, deren Einband ihn lediglich hätte interessiren sollen. Er schrieb für das Winkelblättchen seiner Heimathstadt (Gradehand besuchte sie just immer gegen das Frühjahr hin) Recensionen über das Theater und stand bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher trotz seiner Armuth als „Schöngeist“ in einem gewissen Ansehen. Dieser Rollmeyer wars, dem sich Idunas Herz alsbald in Liebe erschloß. Papa Gradehand wollte nicht viel davon wissen. Allein sie

liebte ihn wirklich; er paßte zu ihr. Ihr Herz hatte nie geliebt bis zu dem Tage — das fühlte sie jetzt. Sie hätte von Rollmeyer nicht lassen können und wenn sie mit ihm hätte betteln gehen sollen. Mit ihm kam gleichsam der erste Sonnenschein in ihr ödes und freudenloses Leben. Er schwärmte just sowie sie für Schiller's Balladen, er konnte weinen, so oft Louise an ihrer matten Limonade sterben mußte, und wenn ein Posthorn so durch die Nacht hin verhallte, lief's ihm eiskalt über den Rücken. Er brachte gleichsam das fehlende Ideal in ihr einsames Leben, jenes Ideale, das diesen halbentwickelten Charakteren als Lebensinhalt hoch anzurechnen ist, wenn man die Summa der geistigen Qualitäten ihres Stammesgenossen damit in Vergleich stellt. Iduna hatte schwere Kämpfe um Rollmeyers Willen.

Nicht nur mit der Familie.

Da kam noch etwas Außerordentliches, das ihren Entschluß erschwerte und ihre Liebe so recht auf die Probe stellte!

Eines Tages — sie stand just im Hofe des kleinen Gasthofes, in dem ihr Theater aufgeschlagen war, und hing Wäsche auf — kamen zwei gar vornehme Herren in den „goldenen Anker." Sie hatten Ordensbänder im Knopfloch und sahen „stolz und unzufrieden aus." Die geschwätzige Fama des kleinen Nestes erzählte bereits eine Stunde später: es sei ein hochgeborener Herr Graf und sein Neveu, und der Erstere sei Hoftheaterintendant und seine Equipage habe ein Rad verloren, und der Neffe sei Gardeofficier und tränke gern Rothwein. Der Wagen ließ sich nicht mehr vor Dunkelwerden herstellen, und nolens volens mußten die beiden Gäste des „goldenen Ankers" sich darin finden, bis zum andern Tage in dem kleinen Nest zu bleiben. Beide schienen darüber sehr verstimmt. Durch den Oberkellner erfuhren sie, daß man Komödie im Ort habe, und bestellten sich zwei erste Plätze. (Herr Gradehand hatte für die Honoratioren des Städtchens eine Art Prosceniumsloge rechts und links von der kaum zwölf Fuß breiten Bühne herrichten lassen, die in der That mit einem Polichinellkasten einige Aehnlichkeit hatte.)

Frau Iduna hörte die Beiden oben im Zimmer parliren, derweil sie das halbtrockene Kattunkleid auf die Schnur hing, welches sie als

Oberförsterin in Ifflands „Jägern" am Abend schon tragen wollte. Die Herren näselten allerlei über das Stück und machten sich lustig über die sechs Gradehands, welche die Hauptrollen darstellten.

Sie erglühte vor Scham und Zorn, da sie die boshaften Witze hörte, welche der Gardeoffizier über ihre Truppe, die er ja noch gar nicht kannte, sich erlaubte. Freilich, die Herren waren ja an die Leistungen eines Hoftheaters gewöhnt. Es gab aber doch der Frau Iduna einen tiefen Stich ins Herz. Ihr Ehrgefühl war verletzt. — Sie spielte am Abend so gut wie vielleicht noch nie, und es gewährte Ihr einen großen Triumph, wie der Herr Hoftheater-Intendant ihr allergnädigst und höchsteigenhändig Beifall zuklatschte. Auch der junge Mann tippte die Glacéhandschuhe mit den Fingerspitzen zusammen und schien seine boshafte Medisance vergessen zu haben.

Nach dem vierten Akt kamen die Herren Grafen auf die Bühne, deren Betreten allerdings durch geschriebene Zettel an den Eingängen dem Publiko verboten war; allein das galt doch nicht für solche Herrschaften. Papa Gradehand fühlte sich höchlichst geehrt. Wie aber staunte der alte Director, als ihn der Herr Hoftheater-Intendant mit kurzen dürren Worten fragte: „Wo ist die Oberförsterin? Gutes Subjekt! Will sie engagiren!" Papa Gradehand fühlte seinen Künstlerstolz erwachen. (Er kannte diesen Luxusartikel sonst eigentlich kaum dem Namen nach.) Er bekannte, daß die Genannte seine älteste Tochter sei, und rief Iduna aus dem elenden Bretterverschlag, der als Damengarderobe diente und der früher eine Kegelbahn gewesen.

Frau Iduna wußte kaum, was sie auf die Lobsprüche und auf den Antrag des Herrn Grafen entgegnen sollte.

Sie erbat sich Bedenkzeit.

Wie der Abend zu Ende ging — Frau Iduna wußte es nicht. Ihr schossen tausend Gedanken durch den Kopf . . . Ein Hoftheater-Engagement! . . .

Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war und die Lampen erloschen und sie durch den Garten heimgehen wollte, da stand Rollmeyer neben dem blühenden Dornbusch, wo er sie allabendlich erwartete.

Er hatte ein kleines Blumenbouquet in der Hand. Zum ersten Mal

wagte er diese Aufmerksamkeit nicht. Sie hatten sich schon öfter gesehen und gesprochen, und der Frau Iduna hätte etwas gefehlt, wenn sie seinen blauen Rock nicht gesehen, sobald sie den letzten Schritt über die Hintertreppe gethan.

Da stand er und blickte auf zum Vollmond, der sein ruhiges Silberlicht in den duftigen, frühlingsgrünen Garten goß.

Frau Idunas Herz erbebte . . . Sie fühlte, da sie des Antrags gedachte, den ihr der Graf gemacht, daß sie Rollmeyer doch nicht entbehren könnte. . . . Aber konnte er nicht mit ihr ziehen? . . . Als was? . . . Als Mann seiner Frau? . . . Das mochte sie ihm nicht sagen; sie wußte ja, er würde lieber gestorben sein. Und sie ehrte dies Gefühl! . . . Aber wenn er sie nun heirathete, konnte sie auf das Theater verzichten? Das Alles wirbelte durch ihr Hirn und sie gab Rollmeyer ganz konfuse Antworten, welcher ihr in den wärmsten Worten seine Anerkennung aussprach, über ihre Leistung.

Mit zitternder Stimme erzählte sie dann, was geschehen war.

Er blieb stehen und sah ihr groß ins Auge und hielt ihre Hand in der seinigen und sagte: „Wollen Sie es annehmen? . . . Vielleicht ists Ihr Glück — aber ich —“ Weiter kam er nicht, Thränen entströmten seinen Augen.

Da wars entschieden und aller Kampf war vorüber. Frau Iduna schrieb dem Herrn Grafen einen kurzen Brief, in dem sie ihm für seine ehrenvolle Offerte dankte, und dem Papa Gradehand erklärte sie: daß sie seine Bühne verlassen und den Rollmeyer heirathen wollte. Der Alte erhob allerdings darob einen Höllenlärm, aber Iduna blieb fest...

Sie heiratheten sich.

Es war der Frau wohl anfangs eng ums Herz in dem kleinen Hause, und wenn Abends die Zeit herankam, da sie sonst sich zur Komödie ankleidete, da kam eine seltsame Unruhe über sie. Allein das gab sich. Rollmeyer arbeitete Tag und Nacht, und sein Geschäft hob sich. Nur am Sonntag gönnte er sich Ruhe. Da lasen sie dann Schillers Dramen und Bürgers Balladen, und die Kinder horchten zu und es war so feierlich im Stübchen wie in der Kirche!

Schöne, unvergeßliche Tage! . . .

Sie waren nur von kurzer Dauer.

Zum Herbst schon starb Rollmeyer. Ein hitziges Fieber raffte ihn dahin.

Was nun thun? Um das kleine Erbe prozessirten sofort die anderweitigen Verwandten. Sie ging mit den Kindern zu Papa Gradehand. Der aber war fuchswild und wollte nichts mehr von ihr wissen. Es war derweile Winter geworden! . . . Wohin jetzt? . . . Ihr war's, als wenn der Tod Seligkeit wäre . . . Endlich ließ sich der Vater erweichen und nahm die Einsame wieder auf bei seiner Truppe . . . Da war noch immer das alte Elend und ihr schiens, als habe sie nur einen kurzen schönen Traum derweil gehabt! . . Der Zufall, der ja so seltsam mit uns spielt und kühner dichtet als die Phantasie aller Romanschreiber der Welt, führte damals einen Mann zu Papa Gradehand, der just so hieß wie ihr jüngst Verstorbener: Rollmeyer. Er wollte auch entfernt verwandt sein mit Jenem. Iduna konnte es ihm jedoch nie glauben, so oft er es ihr betheuerte. Den mußte sie heirathen, um die Aussöhnung völlig zu machen, denn Papa Gradehand brauchte einen „ersten Liebhaber" und Rollmeyer war in seinen Augen ein trefflicher Vertreter dieses Faches, den er „durch Familienbande an sein Institut" fesseln wollte, wie damals den Komiker Hübsch. Frau Iduna ward abermals geopfert. Sie that es um ihrer Kinder willen. Auch und sie war gebrochen, war haltlos geworden durch den plötzlichen Tod des Mannes, den sie so über Alles geliebt. Die Nerven des Körpers halten nicht ewig und die der Seele eben so wenig . . . Rollmeyer II. war ein recht nüchterner prosaischer Geselle, der seine Mortimer's und Posa's herabbrüllte wie ein Mondkalb. Er hatte nur eine Leidenschaft: zu schlafen. Das war das Liebenswürdigste an ihm. Die Ehe war gleich wohl reich an Kindern. Das Dutzend wurde voll. Jahr verging so um Jahr.

Papa Gradehand starb. Iduna erbte als ältestes Kind die Direktion und setzte sich mit den Geschwistern wegen ihres Antheils am Fundus auseinander. Anfangs gingen die Geschäfte gut, Rollmeyer II. zeigte sich praktisch und rührig. Aber bald siegte die Bequemlichkeit und Alles fiel der Frau Iduna anheim. Die Aermste erlag fast unter der

Last ... Da kam ein Krieg und Rollmeyer starb. Beides zusammen war verhängnißvoll. Frau Iduna gab die Direction auf. Sie hatte Einiges erspart und wurde den Fundus zu einem guten Preise an einen theaternärrischen Barbier los. Ihre Kinder waren längst schon auch beim Theater und in alle vierundsechszig Gegenden der Windrose zerstreut, soweit sie Gevatter Tod nicht im Kindbett heimgeholt. Sie legte ihr Geld bei einem sicheren Mann in Königsberg an und ging nun mutterseelenallein mit ihren grauen Haaren in die weite Welt und — ins Engagement! Ruhig leben und nichts thun war ihr eben unmöglich und dazu reichte das Ersparte auch nicht. So kam sie denn von Stadt zu Stadt, wie's eben Gottes und der Herren Theateragenten Wille war. Bald mit besserer bald mit schlechterer Gage! Die Zeit war denn auch allgemach vorüber, in der sie die Oberförsterin so spielte wie — damals! Ihr Athem war schwer und sie zischelte etwas. Auch wollte das Gedächtniß nicht mehr so recht Ordre pariren. Nur ihre große Routine deckte derlei Mängel vor der Hand noch einigermaßen, aber sie selbst sah wohl: lange geht es nicht mehr ...

Auch heute war sie in recht herbstlich melancholischer Stimmung.

Das machte Rollmeyer's Sterbetag!

Sie griff zur Brille und zum Brief. „Wilhelm" war derselbe unterzeichnet; der Wilhelme aber hatte sie zwei unter ihren Kindern, einen von Hübsch und einen von Rollmeyer II. Der schlechten Schrift nach zu urtheilen, meinte sie, müsse es wohl der Sohn des Ersteren sein, der schlechten Orthographie nach aber der des Letzteren. Frau Iduna selbst kannte die gerade Heerstraße zwischen Dativ und Akkusativ, wie wir zur Beruhigung unserer Leser hier einschalten wollen, sehr gut!

Der Sohn schrieb: daß er sich von der Bühne zurückziehen und heirathen wolle („es ist nicht Hübschens Sohn", brummte die Alte dazwischen, „denn der ließe nicht vom Theater") und zwar eine Restaurateurs-Wittwe („das sähe dem Sohn eines Hübsch nun wieder ähnlich!" Sie dachte an die 25 Schnäpse) und er wolle auch noch ein Hotel anlegen mit schönen Zimmern, denn er habe in der Lotterie eine Kleinigkeit gewonnen (das hätte wieder Rollmeyer II. passiren können, denn den Seinen giebt er's schlafend, und der Wilhelm war auch immer so eine

Schlafmütze gewesen) und endlich sollte die gute Alte zu ihm kommen und bei ihm den Rest ihrer Tage beschließen in Ruhe und Frieden (das glich weder dem Hübsch noch dem Rollmeyer II. — das war ein Herzenszug, wie er nur Rollmeyer I. eigen gewesen!) Da stand noch eine Nachschrift, die brachte böse Kunde. „Der sichere Mann", bei dem die gute Alte ihr „Erspartes" niedergelegt, war auf- und davongegangen und hatte nichts hinterlassen als Schulden! . . . Ein harter Schlag! . . . So war das Letzte denn auch dahin! . . .

Der Kopf der Alten senkte sich tief herab auf die Brust. Sie weinte nicht, sie stöhnte nur. Ihre Hände waren gefaltet.

Da kam zum Glück die Hauswirthin. Die tröstete denn, so gut es eben ging, und suchte die Alte auf andere Gedanken zu bringen. Sie holte Karten herbei, um durch sie das Schicksal zu befragen. Sie verstand das perfect. Frau Iduna gab nicht viel darauf, aber sie schämte sich, so hülflos zu scheinen vor der fremden Frau, und faßte sich muthig und kräftig in sich selbst zusammen. Da ging es denn wieder! Sie hatte es ja gelernt in der ernsten Schule des Lebens, sich zu bezwingen und Enttäuschungen und Entbehrungen zu tragen und zu lächeln und fröhlich drein zu schauen, so düster es auch da drinnen aussah!

Die schlaue Hauswirthin hatte über die Schulter der Alten den Brief des Sohnes gelesen und hatte nun leicht prophezeien.

Von Ehe — von Reise — von Geldverlust. (Bei diesem Postscriptum verzog Frau Mehlmann das Gesicht recht in's Saure).

„Na, wenn denn die Karten doch Alles wissen", sagte die Alte endlich und griff zur Schnupftabacksdose, „so sagt mal, ist denn der Briefsteller mein Sohn aus erster oder dritter Ehe? Etsch — da stehen die Ochsen am Berge!"

Frau Mehlmann blickte in die Karten und biß sich auf die Lippen.

Mimi miaute höhnisch und ihre Herrin lachte hell auf.

„Da ist noch was Schlimmeres," sagte die Kartenlegerin; „es kommt Euch ein Unglück in's Haus! Es giebt — Herr Gott, da klingelt's! Bin ich doch erschrocken!"

Sie brauchte Zeit, sich zu beruhigen. Endlich ging sie.

Die Alte blickte abermals zu dem Bild mit dem Immortellenkranze auf.

„Nun, wie Gott will!“ sagte sie, „Alles verloren, nur nicht das gute Gewissen.... Und der Herr da droben weiß schon, wie viel er uns aufbürden kann! Wird's nicht zu arg machen, denn meine Schulter ist mürb' geworden!... Der gute Bursche, der Wilhelm!... Nun, zum Sommer will ich zu ihm!...“

„Denken Sie sich,“ ruft plötzlich die Hauswirthin, „draußen steht eine blasse Person, die ganz erbärmlich aussieht, und fragt nach Ihnen. Sie nennt sich Frau Himmelreich!“

„I du meine Güte, die Arme! Sie hat heut Kollecte bei uns gemacht. Ihr Director ist durchgegangen. Sie war drüben in S. engagirt! Und ihr Mann auch! Denken Sie nur! Der paßt ihr Name schlecht! Was will die bei nachtschlafender Zeit, die arme Frau!“

„Ja, ich weiß nicht recht. Sie stotterte allerlei Zeug — ich wußte nicht —“

„Ah, das ist ja Christenpflicht! Herein mit ihr! Die arme Frau!“

Die Arme trat ein. Sie war sichtlich erschöpft und krank.

Die Kollekte war — so erzählte sie weinend — so schlecht ausgefallen, daß sie nicht im Gasthof übernachten konnte, und bat um alter Kollegenschaft willen — sie war vor zehn Jahren bei Gradehand einmal kurze Zeit engagirt gewesen und hatte sich dort als eine sehr anständige Person gezeigt — um Obdach für die Nacht....

Frau Iduna war gern dazu bereit und ihre Wirthin versprach auf dem Sopha ein Lager zu improvisiren.

„Das aber nehm' ich,“ erklärte die Alte, „die arme Frau schläft drinnen in meinem Bett. Machen Sie sich's bequem! Legen Sie den großen Mantel ab, es ist ja hier so warm! Wollen Sie Thee?“

Die Arme lehnte Alles ab und wankte in's Schlafzimmer der Alten.

Kopfschüttelnd sah Frau Mehlmann ihr nach.

„Das ist kurios,“ sagte sie ein um das andere Mal.

„Was haben Sie nur?“ fragte die Alte.

„Daß sie den Mantel nicht ablegen wollte!“

Die Alte schenkte Thee ein. Drinnen war Alles still.

„Sie schläft schon,“ sagte Frau Rollmeyer.

„J du meine Güte — was ist denn das?“

„Was denn?“

„Hören Sie mal — was ist das für ein Gequicke?“

„Die Mimi miaut!“

„Ei was noch! So schreit keine Katze! Das kenn' ich besser! Kommen Sie!“

Die Frauen eilten in's Nebengemach, wovon sich jener eigenthümliche Laut vernehmen ließ.

Und wer gab den Laut von sich?

Die fremde Frau lag in Ohnmacht auf dem Sopha. Aber neben ihr lag — —

„J du meine Güte!“ rief Frau Mehlmann, „darum wollte sie den Mantel nicht ablegen!“

„Laufen Sie zum Doctor; was indeß zuerst Noth thut, weiß ich auch schon — ich war früher selbst einmal — —“

„Sie schlägt die Augen auf!“

Den Rest mag der Leser denken! Die Karten hatten Recht gehabt!...

So wechselt eben im Leben wie in der Kunst Ernst und Scherz, und die komische Alte war zu einer Taufpathenschaft gekommen auf ihre alten Tage, sie wußte selbst nicht wie. Jenun — so etwas kommt in den anständigsten Familien vor, und über's Jahr vielleicht bei ihrem Wilhelm in Königsberg auch.

Möge sie dort Ruhe finden, die gute Alte!



Inhalt.

Seite

Silhouetten.

Aquarellen.

Buchdruckerei der „Post“ Actiengesellschaft, Mauerstraße 74.



